Neue deutsche Sprachlehre

besonders

zum Gebrauch in Schulen

und

zur Selbstbelehrung

eingerichtet.

Von

Dr. Theodor Heinsius

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium.

Dritter Theil.

Zweite, gänzlich verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1815.

Der

angehende Deklamator,

oder

theoretische und praktische Anleitung

zur

Bildung des mündlichen Vortrags.

Für Schulen bearbeitet

von

Dr. Theodor Heinsius
ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium.

STUDIEN BIBLIOTHEK PASSAU

Zweite, gänzlich verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1815.

Vorrede.

Die Deklamationsübungen sind in neuern Zeiten auf höhern und niedern Schulen als ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit behandelt worden, dem man, gleich den übrigen Unterrichtsstoffen, fast in allen Lehrplanen bestimmte Stunden in der Woche angewiesen hat. In der That zeigt dieß von einem erfreulichen Fortschreiten unsrer Schulbildung, da man damit die richtige Überzeugung ausspricht, daß es unsern Bildungsanstalten obliegt, auch die wohlthätigen Einflüsse der Kunst auf Phantasie und

Geschmacksbildung mit in ihren Wirkungskreis zu ziehen.

Sollen aber diese Übungen wirklichen Nutzen gewähren, so scheint es doch, daß man sie ernster und gründlicher behandeln müsse, als es auf den meisten Schulen geschieht. Bei der gewöhnlichen Art des Verfahrens erscheinen die Deklamationsstunden als Ruhepunkte für den Lehrer, und als Zeitvertreib für den Schüler. Dieser sieht mehr auf die anziehende Geschichte des Stücks, als auf den richtigen Ausdruck; er bekümmert sich nicht sowohl um das Verstehen und Eindringen in den Charakter dessen, was er darstellen soll, als vielmehr um nothdürftiges Auswendiglernen; die ganze Übung wird leicht und mechanisch genommen, und ist daher eben so nutzlos für denjenigen, dem die Natur die Anlagen für diese Kunst versagt hat, als für den, der Lust und Geschick dazu mitbringt.

Auch die Wahl der Stücke ist häufig noch sehr ungeschickt, und manche Gedichtsammlungen tragen durch die Unvorsichtigkeit des Sammlers nicht wenig dazu bei, indem sie die Eigenthümlichkeit des jungen Deklamators und das Bedürfniß der Schulen dabei ganz aus den Augen setzen.

Soll das Deklamiren Nutzen bringen, so muß es wie jeder andere Stoff als Unterrichtsgegenstand behandelt werden, d. h. Lehrer und Schüler müssen dabei thätig seyn; jener, indem er die körperliche Darstellung auf Grundsätze und Regeln zurückführt, nach denen er den Deklamator leitet; dieser, indem er die Regeln durch eigene Übung in sich zur Anschaulichkeit zu entwickeln sucht. Dieß aber geschieht nur dann, wenn Lehre und Anwendung sich so innig mit einander verschmelzen wie bei dem Unterricht in der Tonkunst. Die Theorie, wenn sie allein

da steht, ist für den Schüler ein leerer Schall; nur wenn sie sich aus dem darzustellenden Stücke von selbst entbindet, gewinnt sie Leben nnd Anschaulichkeit. Dazu aber ist nöthig, daß der Lehrer die Regeln wisse, um in jedem vorkommenden Falle auf der Stelle ihre Wahrheit fühlbar zu machen.

Zu diesem Zweck hielt ich es für nützlich, ein Lehrbuch der Deklamation für Lehrer und Schüler zu entwerfen. Für jenen ist der theoretische, für diesen der praktische Theil. Dort findet man kurz und faßlich zusammengestellt, was in den bessern Theorien eines Schocher, Löbel, Sheridan, Franke u. s. w. ausführlich gesagt worden ist; hier eine ziemlich ausreichende Sammlung der besten Gedichte verschiedener Gattung, alle dem Knaben- und Jünglingsalter anpassend, und für den Zweck einer Bildungsanstalt mit Vorsicht

gewählt. In der ersten Abtheilung dieser Sammlung sind die voraufgeschickten Regeln, so weit es durch die Schrift möglich ist, auf gegebene Beispiele angewandt, und nicht nur Betonung und Pausen durch größern Druck und gewisse Zeichen angedeutet, sondern auch noch Anmerkungen hinzugefügt, welche theils einige Sacherklärungen enthalten zur Beförderung eines richtigen Verstehens, theils und besonders aber den Charakter des Stücks angeben, und über die Darstellung einzelner Stellen Winke ertheilen. Die zweite Abtheilung soll dem jungen Deklamator Veranlassung geben, seine eigene Kraft zu versuchen, und die im ersten Abschnitt erkannten Regeln hier selbst aufzufinden und anzuwenden. Die dritte Abtheilung, welche schwierigere Stücke, zum Theil in ungebundener Rede, enthält, ist für die Reiferen und Geübteren berechnet.

Überall, wo es nöthig war, ist in dieser neuen Ausgabe verändert und gebessert, das Ganze aber um einige Bogen vermehrt worden.

Berlin d. 18. September 1815.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

I. Über mündlichen Vortrag überhaupt . 1

II. Plan dieser Schrift . . 4

Erster Abschnitt.

Deklamatorik.

Erstes Hauptstück.

Grammatische Deklamation 7

Erstes Kapitel.

Von der Pronuntiation . . 8

Seite

Zweites Kapitel.

Von den Pausen . . . 11

Zweites Hauptstück.

Charakterisirende Deklamation 19

Erstes Kapitel.

Über die Stimme des Deklamators . . 20

Zweites Kapitel.

Von dem Redeaccent oder der Emphase . . 23

Drittes Kapitel.

Von den Tönen . . . 29

Viertes Kapitel.

Von der Bewegung oder dem Zeitmaaße . 39

Drittes Hauptstück.

Personifizirende Deklamation 47

Zweiter Abschnitt.

Mimik.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Regeln für die Geberdensprache 53

Seite

Zweites Hauptstück.

Besondere Regeln für die Geberdensprache.

Erstes Kapitel.

Von der Stellung und Haltung des Körpers oder dem Anstande . . . 66

Zweites Kapitel.

Von der Gestikulation oder den Bewegungen der Hände 69

Drittes Kapitel.

Von dem Ausdrucke des Gesichts oder von der Miene 73

Beispielsammlung.

Erste Abtheilung.

1. Das geduldige Schaf . . . 83
2. Das milchweiße Mäuschen . . 85
3. Das heldenmüthige Kind . . . 86
4. Der Blinde und der Lahme . . 87
5. Die beiden Reisenden . . . 89
6. Der gute Reiche 91
7. Der arme Schiffer . . . 93
8. Der Greis und die drei Jünglinge . 95
9. Die Stufenleiter 96
10. Der Müller und sein Sohn . . 98

Seite
11. Der Bauch und die Glieder . . 100
12. Der Kettenhund und der Pudel . 102
13. Der beste König 103
14. Der Paradiesvogel . . 104
15. Lohn der Lügen . . . 105
16. Der Löwe und das Lamm . 106
17. Der bestrafte eingebildete Sohn . 107
18. Das Pferd und der Esel . . 108
19. Der Mops und der Mond . 109
20. Der Esel und die drei Herren . 110
21. Das Schicksal . . . 111
22. Diogen und der Bettler . . 112
23. Das Schaf . . . 114
24. Die Fliege und der Hengst . 115
25. Der Bischof und der Bettelknabe . 116
26. Der Tod und seine Kandidaten . 118
27. Die Selbstüberwindung . . 120
28. Till Eulenspiegel . . . 121
29. Helmuth 123
30. Die zwei Todtenköpfe . . 125

Zweite Abtheilung.

1. Damon und Pythias . . . 127
2. Die Säcke des Schicksals . 128
3. Der Hecht . . . 130
4. Diogen 131
5. Das Feuer im Walde . . 132
6. Der persische Bauer mit Früchten . 134

Seite
7. Der Komet . . . 137
8. Der großmüthige Fleischer . 140
9. Die seltsamen Menschen . . 141
10. Der Kaiser und der Abt . . 143
11. Die getreue Dogge . . . 149
12. Die Berathschlagung der Pferde . 152
13. Die Türkenpfeife . . . 154
14. Die Bürgschaft . . . 156
15. Selmar und der Schatz . . 161
16. Der Arzt und der Kranke . 164
17. Das Blümchen Wunderhold . 165
18. Der Ring des Polykrates . . 168
19. Der Vatermörder . . . 171
20. Das Lied vom braven Mann . 177
21. Elegie auf ein Landmädchen . 181
22. Arion . . . 183

Dritte Abtheilung.

1. Die Nacht 189
2. Amyntas 192
3. Mirtil 193
4. Der Apfel 195
5. Die sieben Kindlein . . 196
6. Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen . 197
7. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen . 199
8. Der gerettete Jüngling. Eine Legende . 202
9. Das Amen der Steine. Eine Legende . 204
10. An die Deutschen . . . 205

Seite
11. Tell's Monolog 207
12. Rede des Antonius . . . 210
13. Wallenstein's Monolog . . 211
14. Heinrich der Vogler . . . 213
15. Über den Entsatz von Braunschweig. 1761. 214
16. Das Landleben . . . 216
17. Der Harz . . . 218
18. Das Vaterunser . . . 220

Ein-

Einleitung.

I. Über mündlichen Vortrag überhaupt.

§. 1.

Die Mittel, deren wir uns zur Mittheilung unsrer Vorstellungen und Gefühle bedienen, bestehen in gewissen äußerlichen Zeichen, welche sichtbar und hörbar sind. Die ganze Sammlung derselben, so wie das Vermögen, sich ihrer zu bedienen, heißt überhaupt Sprache.

§. 2.

Die Mittheilung kann sich auf dreierlei Art äußern, a) durch Worte, b) durch bloße Töne, c) durch Geberden. Die erste Art der Äußerung nennen wir **Wort-**, die zweite **Ton-**, die dritte **Geberdensprache**.

§. 3.

Die **Wortsprache** beschäfftigt sich nur mit der Bezeichnung unsrer Vorstellungen, d. h. mit dem, was wir durch unsern Verstand erkennen. Die Kenntniß derselben verschafft man sich durch die Sprachlehre.

§. 4.

Die Ton- und Geberdensprache hat es nicht eigentlich mit Vorstellungen und Gedanken, überhaupt

nicht mit Gegenständen zu thun, sondern nur mit der Art, wie sie uns berühren, oder mit dem Eindruck, den sie auf uns machen. Sie ist also eine **Bezeichnung unsrer Empfindungen und Gefühle.**

§. 5.

Die Geberdensprache **schließt sich genau an die Wortsprache an,** oder ist vielmehr sehr genau mit ihr verbunden, da es nicht leicht möglich ist, etwas mit Empfindung zu sprechen, ohne es zugleich mit Geberden zu begleiten. Ja, die Bewegungen der Lippen selbst sind schon (besonders für Taubstumme) eine Art von Geberdensprache.

§. 6.

Auch ist diese Art der Bezeichnung **älter und allgemeiner** als die Wortsprache. Sie ist älter, weil der Mensch früher empfand als er dachte, und geht daher auch bei jedem Kinde, wie bei dem Wilden und dem leidenschaftlichen Menschen immer der Wortsprache voran. Sie ist allgemeiner, denn durch sie können sich Menschen von den verschiedensten Völkern unter einander, ja selbst den Thieren, bis auf einen gewissen Grad verständlich machen.

§. 7.

In manchen Fällen ist sie sogar reicher und stärker als die Wortsprache; denn wir bemerken öfters, daß diese bei dem leidenschaftlichen Menschen nicht ausreicht, und daß wir durch sie oft weiter als durch alle Worte kommen, weil sie unmittelbar auf mehrere Sinne zugleich Eindruck macht. Nur bei dem Ausdruck übersinnlicher Vorstellungen muß sie der Wortsprache nachstehen.

§. 8.

Überhaupt gewinnt unsre ganze Rede durch die Ton- und Geberdensprache erst Kraft und Leben. Ein Aufsatz, sey er noch so schön, wirkt auf die Empfindung wenig, wenn er schlecht, kalt und ohne äußere Lebhaftigkeit oder gar mit falschem Ausdruck gesprochen wird. Das trotzige Nein ist ein ganz anders als das kalte verneinende, und das fragende ein ganz anders als das, welches die rührende Versicherung gibt.

§. 9.

Die Griechen und Römer legten auf das Studium der Ton- und Geberdensprache, die einen wesentlichen Theil ihrer Hauptbeschäfftigung, der Beredsamkeit, ausmachte, einen sehr großen Werth. Sie hatten es Ursach; denn wer unter ihnen etwas gelten und zu Macht und Würden empor steigen wollte, mußte ein vollendeter Redner seyn, und es verstehen, die Gemüther der Menge nach seinem Gefallen zu lenken.

§. 10.

Unter den Neuern ist diese Kunst fast so ganz verloren gegangen, daß wir die Überreste derselben nur noch auf der Kanzel finden. Die meisten Menschen sehen davon bei der Verfassung unsrer Staaten keinen Gebrauch ab, und vernachlässigen sie, weil sie ihnen keine äußern Vortheile gewährt.

§. 11.

Dennoch hat sie als Kunst einen so entschiedenen Werth, und ist ein so nothwendiges Erfoderniß jedes gebildeten Mannes, daß die Geringschätzung oder Vernachlässigung derselben nicht anders als Tadel verdienen kann. Bei einer schönen Kunst sollte man nie nach ih-

rem Nutzen fragen. Sie belohnt sich durch sich selbst und durch das angenehme Spiel der Kräfte unsers Geistes, welche sie in Bewegung setzt, erhöht und veredelt.

§. 12.

Zudem aber hat ja auch das Studium derselben einen wesentlichen Einfluß auf die Ausarbeitung einer Rede oder eines Gedichts. Durch die Kenntniß der Stimme vermeidet der Redner die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit dem Vortrage derselben; so wie überhaupt Jeder, der für den Geschmack und das feine Urtheil des Gehörs schreibt, sich bemühen sollte, seine Gedanken im lauten Ausdrucke zu hören. Dadurch wird alles Rauhe und Widrige im Klange wegfallen; es wird sich nach und nach in der Seele eine Tonfolge bilden, in der sich die Worte von selbst an einander reihen, daß die Rede der Wiederhall der Seele wird und Wahrheit wirkt.

§. 13.

Schätzt man endlich Gelenkigkeit des Körpers, Feinheit, Anstand, Würde, Grazie in den Bewegungen; liebt man eine angenehme Singstimme, und rechnet Geschicklichkeit in der Musik unter die äußern Vorzüge: wie sollte man denn eine richtige Aussprache, eine bedeutende und angenehme Betonung in Rücksicht auf die Bildung des Anstandes nicht schätzen!

II. Plan dieser Schrift.

§. 14.

Die Lehre von der Ton- und Geberdensprache ist ein Theil derjenigen Wissenschaft, welche wir **Rhetorik**

nennen. Diese gibt Anweisung zur Beredsamkeit, d. h. nicht bloß zum Ausarbeiten einer Rede, sondern auch zum Halten derselben. Jenes nennt man **Redekunst** oder Beredsamkeit im engern Verstande; dieses äußerliche oder **körperliche Beredsamkeit.** Mit letzterer haben wir es hier zu thun.

§. 15.

Da die **körperliche Beredsamkeit** den sinnlichen Eindruck auf den Zuhörer durch zwei Wege befördern muß, durch den Sinn des Gehörs und des Gesichts: so werden zum äußerlichen Vortrag auch zwei Stücke erfodert, nämlich

1) etwas, das in die Ohren, und
2) etwas, das in die Augen fällt.

§. 16.

Derjenige Theil der äußerlichen Beredsamkeit, welcher vermittelst der Töne auf das Ohr wirkt, heißt **Deklamation;** derjenige aber, durch welchen man vermittelst Geberden das Auge beschäfftigt — **Aktion.** Die Anweisung zur Deklamation gibt die **Deklamatorik,** die Anweisung zur Aktion die **Mimik.** Folglich zerfällt die Anleitung zur körperlichen Beredsamkeit von selbst in zwei Haupt-Abschnitte:

1. In die Deklamatorik und
2. In die Mimik.

§. 17.

Die **Deklamatorik** beschäfftigt sich theils mit den Tönen und der Aussprache der Elemente der Rede, theils mit der Darstellung des Sinnes und Charakters einer

Rede oder eines Gedichts, theils endlich auch mit der Bezeichnung des Charakters einer einzelnen Person, welcher diese oder jene Reihe von Empfindungen und Grundsätzen beigelegt wird. Es gibt also drei verschiedene Arten der Deklamation: 1) eine **grammatische**, 2) eine **charakterisirende** und 3) eine **personificirende**.

§. 18.

Die **Mimik** hat es theils zu thun mit der richtigen Stellung und dem Anstand, theils mit den die Worte begleitenden Bewegungen der Hände und der Mienen. Die Aktion betrifft also 1) den Anstand 2) die Gestikulation und 3) die Miene.

§. 19.

Da aber Vorschriften allein ohne Anwendung noch immer nur wenig bei dem Unterricht in der Deklamation helfen würden: so ist es nothwendig, beides mit einander zu verbinden. Wir lassen daher auf die allgemeinen und besondern Regeln, oder auf die Theorie der Deklamation eine praktische Anweisung folgen, welche auf gegebene Beispiele die als richtig erkannten Vorschriften anwenden soll.

Erster Abschnitt.

Deklamatorik.

Erstes Hauptstück.

Grammatische Deklamation.

§. 1.

Deklamation ist der durch die Tonsprache hervorgebrachte, möglichst vollkommene Ausdruck des in einem Vortrage liegenden Sinnes und Charakters; oder die mündliche Darstellung vorgezeichneter Ideen und Empfindungen. Ihr letzter Zweck ist also, wie bei allen schönen Künsten — Charakteristik.

§. 2.

Wir nennen die Deklamation **grammatisch**, in so fern sie es mit den Elementen der Rede und dem Sinne in jeder einzelnen Stelle zu thun hat. Sie arbeitet also mehr auf den ersten Zweck des Sprechenden oder Lesenden hin, nämlich — **verstanden zu werden**, und ist daher die nothwendige Bedingung jedes deutlichen und verständlichen Vortrages.

§. 3.

Zur grammatischen Deklamation rechnen wir 1) die Pronuntiation, wozu auch die Accentuation, 2) die Pausen.

Erstes Kapitel.

Von der Pronuntiation.

§. 4.

Eine gute Pronuntiation (Aussprache) ist das erste Erfoderniß eines Deklamators. Sie beschäfftigt sich theils mit der richtigen Aussprache der Elemente der Rede, an und für sich betrachtet, d. h. ohne Rücksicht auf das, was sie ausdrucken; theils mit der Verbesserung solcher Fehler, die mehr aus übler Gewöhnung entspringen, und sich verbessern lassen; theils mit dem richtigen Gebrauche der Accente.

§. 5.

Die richtige Aussprache der Elemente der Wörter oder der einzelnen Laute (Orthoepie) ist nichts anders als die richtige Angabe jeder Note auf einem Tonwerkzeuge. Sie kann nur vermittelst des Gehörs durch mündlichen Unterricht erlernt werden. (S. den 1. Th. der Sprachlehre).

§. 6.

Was aber die verbesserlichen Fehler übler Gewöhnung betrifft, so ist dieß mehr ein Werk der Selbstübung als des Unterrichts. Die gewöhnlichsten Fehler sind 1) Hastigkeit, 2) Langsamkeit, 3) Lispeln.

§. 7.

1) Die **Hastigkeit**, welche bald Buchstaben wegwirft, bald sie zu schwach ausspricht, und Sylben und Wörter unter einander wirft, ist der Grund der murmelnden und polternden Aussprache. Besonders gehen dabei die Endsylben der Wörter verloren, und der Sprechende wird dem Zuhörer unverständlich. Auch erzeugt die Übereilung eine unruhige Bewegung der Lebensgeister, und verhindert den Zuhörer, uns mit seinen Gedanken folgen zu können.

§. 8.

2) Der entgegenstehende Fehler ist die **Langsamkeit**. Sie besteht in dem Dehnen und Schleppen sowohl einzelner Buchstaben als ganzer Sylben und Wörter, wodurch der Vortrag langweilig und ermüdend wird. Dadurch fällt die Rede nicht selten in das Gesangartige, und in den Wörtern werden Laute hörbar, die nicht in ihnen liegen, z. B. **aheilig** statt heilig, **gelauben** statt glauben.

§. 9.

3) Das **Lispeln** läßt sich leicht ablegen, wenn man sich übt, die Zunge zurück zu ziehen, so daß man, anstatt mit derselben hinter die Zähne zu stoßen, bei der Aussprache eines **s, ß** oder **sch** unter dem Gaumen anschlägt. Häufig entsteht das Lispeln durch Ziererei, welche auf einer falschen Empfindung beruht und daher dem Zuhörer gezwungen und lächerlich erscheint.

§. 10.

Zur guten Pronuntiation gehört auch der richtige Gebrauch der Accente, worin das Wesen der Wörter

besteht. Ein Accent ist nämlich ein gewisser Druck der Stimme auf einen besondern Buchstaben einer Sylbe, wodurch nicht nur dieser Buchstabe von den nebenstehenden, sondern auch die Sylbe, zu welcher er gehört, von den übrigen Sylben des Worts unterschieden wird. So unterscheidet der Accent in dem Worte **hundert** nicht bloß das **n** von den übrigen Buchstaben, sondern auch die erste Sylbe von der letzten.

§. 11.

Jedes einsylbige Wort hat einen auf diese Art hervorgehobenen Buchstaben, jedes mehrsylbige eine solche Sylbe, jedes zusammengesetzte Wort ein solches Wort. Der Accent wird durch die Bedeutung bestimmt, indem man diejenige Sylbe heraushebt, die den Hauptsinn des Worts in sich faßt, oder welche in dem Worte die herrschende ist. Sprechen wir z. B. das Wort **vergeben** aus, so fällt der Accent auf die Sylbe **geb**, weil diese den Hauptbegriff des Gebens in sich faßt, der durch die Sylben **ver** und **en** nur seine besondere Nebenbedeutung erhält. Bei den zusammengesetzten Wörtern fällt der Accent gewöhnlich auf dasjenige Wort, welches die nähere Bestimmung des Ganzen enthält. In **Stubenuhr**, **Taschengeld**, **Hohlspiegel**, **Stempelkammer**, **Kriegsrath** und andern ist immer die erste Hälfte des Worts accentuirt, weil diese die nähere Bestimmung von Uhr, Geld, Spiegel und so weiter in sich faßt.

§. 12.

Ohne Beobachtung dieser Regel entsteht nicht nur ein Übellaut, der jedes Ohr beleidigt, sondern die Rede

wird auch wohl dunkel und zweideutig. Wer in dem Worte erdichtet den Accent auf er setzen wollte, würde einen mit erdicht verwandten Ton herausbringen und wenigstens auf einen Augenblick eine unangenehme Täuschung verursachen. Besonders ist dieß der Fall bei denjenigen Zeitwörtern, welche sich mit über, um, durch, unter anfangen, bei denen bloß die jedesmalige Bedeutung entscheidet, ob der Accent auf der Vorsylbe oder auf dem Zeitwort selbst ruhen soll. So können wir z. B. sprechen `überlaufen und überla`ufen, `umfahren und umf`ahren.

§. 13.

Die Regel also, welche von dem Deklamator in dieser Hinsicht beobachtet werden muß, ist: daß er den Accent auf die nämlichen Buchstaben, Sylben und Wörter lege, auf welche er es im gemeinen Leben zu thun gewohnt ist, und sich wohl in Acht nehme, irgend eine andere Sylbe oder gar zwei in einem Worte zu accentuiren oder (wie mehrere thun) auf Nebensylben lange zu verweilen. Empfindelei und üble Angewohnheit sind die Feinde, welche man hier zu bekämpfen hat.

Zweites Kapitel.

Von den Pausen.

§. 13.

Die grammatischen Pausen bestehen in einem gänzlichen Stillstand der Stimme, und dienen zur Be=

zeichnung der verschiedenen Sätze und Glieder, aus denen eine Rede besteht. Sie sind nothwendig für den Deklamator, um neuen Athem zu schöpfen, und die Sprachorgane, welche sich leicht ermüden würden, ausruhen zu lassen; und nothwendig für den Zuhörer, um dem Ohre desselben Erholung zu gönnen, und seinem Verstande die gehörige Zeit zu lassen, die Verschiedenheit der Sätze und ihrer Glieder gehörig bemerken zu können. Ohne sie ist Dunkelheit und Verwirrung des Sinnes nicht zu vermeiden. Ihr höchster Zweck ist also **Verständlichkeit.**

§. 15.

Wir haben zur Andeutung der grammatischen Pausen gewisse Schreibzeichen (, ; : ? ! .), welche nicht nur anzeigen, daß der Deklamator ruhen, und wie lange er ruhen solle; sondern sie sind gleichsam Töne der Stimme selbst, welche uns augenblicklich belehren, von welcher Gattung die Pausen sind, ob der Sinn in dem Satze noch weiter fortgesetzt werden soll, und ob das Folgende das letzte Glied sey, oder ob noch mehrere folgen werden, oder ob der Sinn geschlossen sey und ein neuer angehe.

§. 16.

Allein nicht zu gedenken, daß unsre Art die Schreibzeichen zu gebrauchen, noch sehr mangelhaft, und selbst in den bewährtesten Schriften nur nach schwankender Willkühr bestimmt ist: so reichen sie auch nicht zur Bezeichnung der Stimmveränderung, wie sie der Sinn der Rede erfodert, aus. Wir können uns leicht darin finden, Fragen als Fragen, Ausrufe als Ausrufe rich-

tig zu betonen; aber es ist schwerer, jedesmal diejenige Pause zu treffen, welche das Punktum, Colon und Semicolon erfodert.

§. 17.

Es bedarf daher noch einiger Bemerkungen, durch welche wir das Steigen und Fallen der Stimme vor den Pausen, welche der Sinn einer Rede erfodert, bestimmen. Wenn wir uns eine Periode aus mehreren Gliedern bestehend denken: so erfodert das Zeichen des Semikolons (;), welches ein jedes Glied hinter sich hat, eine gewisse Schwebung der Stimme, welche noch eine Folge der Gedanken erwarten läßt. Außerdem beobachtet aber auch die Stimme eine Steigerung mit Anfang eines jeden neuen Gliedes, und diese Steigerung trägt die Aufmerksamkeit mit sich fort. — Dieß wäre die Ausführung des Vordersatzes.

§. 18.

Das Colon (:), welches das Ende des Vordersatzes bezeichnet, erfodert eine längere Pause und gewissermaaßen einen fragenden Ton. Der Nachsatz, in welchem der volle Schluß liegt, senkt sich alsdann in einen niedrigern Ton, und endet im ganz vollendetem Sinn mit wohlklingendem Schlußfall. Hier ruht die Stimme, weil nun wieder ein neuer Gedanke aufdämmert.

§. 19.

Je mehr nun der jetzt folgende Gedanke von dem eben vollendeten unterschieden ist: desto mehr wird sich die Stimme senken, desto länger verstummen. Dieser Übergang der Gedanken wird auch wohl in Büchern

mit einer abgesetzten Zeile angefangen, alsdann auch die Stimme im Vortrage sich merklich verändert. Ist aber die Folge nur eine Erweiterung, die mit dem Vorhergehenden eng zusammenhängt: so wird der Vortrag nur wenig verändert.

§. 20.

Das mit richtiger Stimmveränderung begleitete Pausiren aber erfodert außer dem bisher Gesagten nothwendig noch ein gewisses Hineindenken in die Natur der vorgetragenen Ideen mit allen ihren Verbindungen. Es ist in vielen Fällen gar nicht möglich, den richtigen Ton zu treffen, wenn man sich nicht mit der Folge der Gedanken und ihrem nähern oder entferntern Zusammenhang vorher bekannt gemacht hat.

§. 21.

Eine andere Art von Pause ist die so genannte **Parenthese** oder das **Einschiebsel**. Diese enthält theils eine Einschränkung oder Erweiterung, theils eine genauere Bestimmung, einen Wink, einen zu bemerkenden Umstand oder einen Beweis. In jedem Falle muß sie durch veränderte Stimme angedeutet werden, weil der Zuhörer sich sonst verwirrt, indem er nicht deutlich bemerken kann, wo der Zwischensatz anhebt und endiget. Es läßt sich zwar nicht genau bestimmen, wo die Stimme schwächer und stärker sein muß; allein so viel ist doch gewiß, daß, wenn die Parenthese einen Wink, eine Besorgniß, oder ein schamhaftes Eingeständniß enthält, sie nur mit sanfter Stimme gesprochen werden kann; so wie beißende Satyre oder leidenschaftliche Behauptung mit lauter Stimme, und wenn

die Parenthese eine Erläuterung, genaue Bestimmung oder einen Beweis enthält, mit fester Stimme, aber in langsamerer Bewegung als die übrige Deklamation.

§. 22.

Wenn wir nun das Gesagte noch auf die Deklamation der Verse anwenden wollen, so fragt sich: wie haben wir uns bei dem Ende eines Verses zu verhalten, dessen Sinn noch unvollendet ist, und dessen letzte Worte noch zu dem Anfange des folgenden Verses gehören? Wo also machen wir z. B. eine Pause in dem Anfang der kleinen Fabel: **das Johanniswürmchen**,

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Sternenscheins
Unbewußt, im weichen Gras'
Eines Bardenhains,

§. 23.

So viel sehen wir leicht, daß zu Ende der zweiten und dritten Zeile nicht eine solche Pause gesetzt werden kann, welche mit Erhebung oder Senkung der Stimme begleitet ist, da mit dem Schlusse dieser Zeile sich nicht zugleich der Sinn endet. Der Verstand also fodert so weit zu lesen, bis das Schreibzeichen eine grammatische Pause nothwendig macht.

§. 24.

Allein, wenn wir gar nicht pausiren sollen, so ist auch nicht einzusehen, warum der Verfasser jene Fabel in Versen schrieb, oder wozu überhaupt ein Sylbenmaß vorhanden ist? Der Dichter bemüht sich, durch die äußere Lebhaftigkeit, welche er seinem Gedichte gibt,

den Ausdruck seiner Empfindungen zu verschönern, und der Deklamator sollte das Recht haben, das Sylbenmaß zu zerstören und die Bemühungen des Dichters fruchtlos zu machen? Das Ohr macht eben sowohl seine Ansprüche als der Verstand, und beide müssen durch den Deklamator befriedigt werden.

§. 25.

Einige, (besonders Anfänger) welche die Nothwendigkeit fühlen, das Sylbenmaß durch die Deklamation hörbar zu machen, opfern das Interesse des Verstandes dem Vergnügen des Ohres auf, d. h. sie machen Pausen, wo sie der noch unvollendete Sinn nicht erfodert, und sprechen die letzten Worte des Verses in dem Tone, dessen man sich gewöhnlich bei dem Komma bedient. Es leuchtet ein, daß eine solche Pause im erwähnten Falle sehr unschicklich angebracht ist, da diese einem noch unvollendeten Gliede der Rede das Ansehen eines vollendeten gibt und durch Zerreißung des Sinnes sowohl als der Worte die Gedanken des Dichters oft verwirrt. (§. 23.)

§. 26.

Noch Andere schwingen sich zu Ende jedes Verses mit ihrer Stimme auf eine höhere Note, als es in den grammatischen Pausen gewöhnlich ist; allein, obgleich eine solche immerwährende Wiederholung der nämlichen hohen Note zu Ende eines Verses das Sylbenmaß bestimmt bezeichnet: so ist sie doch wegen ihrer Eintönigkeit unerträglich, und gibt der Deklamation etwas Gesangartiges, welches jedem Ohre widrig klingen muß.

§. 27.

§. 27.

Da also keine von diesen Methoden bei dem Deklamiren der Verse anwendbar ist, so fragt sich: wie sollen wir deklamiren, um den Verstand und das Ohr zugleich zu befriedigen? — Wir antworten: es gibt eine Pause, welche den Sinn durchaus nicht verhindert und doch den Vers in seiner ganzen Schönheit und Kraft darstellt. Sie besteht weder in der Erhebung noch in der Senkung der Stimme, sondern in einem bloßen Stillstand derselben ohne die mindeste Veränderung. Wir können sie deshalb Haltpause nennen, und diese ist es, welche wir bei dem Lesen und Deklamiren der Verse anwenden sollen. Da sie als Pause für die Melodie musikalischer Natur ist, und also auf den Sinn keinen Einfluß hat: so gehört die weitere Entwickelung derselben auch nicht für die grammatische Deklamation.

§. 28.

Wir kehren daher wieder zu der Bemerkung zurück, daß es zum richtigen Pausiren durchaus nothwendig ist, seine Aufmerksamkeit auf den Sinn der Rede zu heften und sich in den Gang der Ideen hineinzudenken. (§. 20). Diejenigen, welche sich ihres fehlerhaften Pausirens bewußt sind, werden daher gut thun, wenn sie sich Stellen aus Schriftstellern abschreiben, ohne irgend eine grammatische Pause dabei anzumerken. Auf diese Art muß sie der Sinn allein im richtigen Gebrauch der Pausen leiten.

§. 29.

Um bei Kindern den übeln Folgen vorzubeugen, welche der Mißbrauch der Pausen und die Unvollkom-

menheit derselben nach sich ziehen, muß man sie, nach dem Beispiele der Alten, ohne Schreibzeichen lesen lehren, und damit so lange fortfahren, bis sie darin zur Fertigkeit gelangt sind. Dieß wird nothwendig ihre Aufmerksamkeit auf den Sinn dessen, was sie lesen, wach erhalten, weil sie durch kein äußeres Zeichen angeleitet werden, die Rede in ihre Sätze und die Sätze in ihre Glieder abzutheilen, also nur durch eigene Anstrengung im Stande sind, den Sinn ausfindig zu machen.

§. 30.

Eine auf diesem Wege erlangte, richtige Kenntniß der Rede- und musikalischen Pausen wird dem Deklamator besonders bei dem Vortrag langer Sätze und Perioden zu Statten kommen, da er sich dadurch vor dem Fehler sichert, das Athemholen bis auf die volle Pause oder den ganz vollendeten Sinn aufzusparen, welches alle Kraft und Grazie der Rede hindert, indem man nur zu leicht Gefahr läuft, sich außer Athem zu sprechen und mitten im Sinne der Rede zu pausiren. Es ist eben so nothwendig für den Deklamator, daß er stets einen hinreichenden Vorrath von Athem habe, als daß eine Orgel mit dem gehörigen Winde versehen sey. Wer richtige Kenntniß der Pausen und der damit verbundenen Töne hat, wird, auch selbst bei leidenschaflicher Deklamation, sich nie erschöpfen können.

Zweites Hauptstück.

Charakterisirende Deklamation.

§. 31.

Wir haben gesehen, daß es die grammatische Deklamation mit dem Sinne der Rede und der vollkommensten Faßlichkeit zu thun hat. Sie ist hinreichend, wenn bloß von der Einwirkung auf den Verstand die Rede ist, oder wenn Einsichten, nicht aber Entschlüsse hervorgebracht werden sollen.

§. 32.

Allein der Deklamator hat noch einen höhern Zweck. Er will die Empfindungen darlegen, welche ihn bei dem Vortrag einer Rede beseelen; er will es äußern, wie er selbst von den Gegenständen, die seinem Verstande erkennbar sind, berührt wird, und nicht nur den Charakter jeder einzelnen Stelle, sondern des ganzen Stücks richtig und mit aller Schönheit durch seine Stimme darstellen. In so fern nun dieser Ausdruck einer durch die Rede hervorgebrachten, in dem Deklamator herrschenden Empfindung dargelegt werden soll, wird die Deklamation **charakterisirend**.

§. 33.

Die charakterisirende Deklamation hat es also nicht mit dem rohen Bedürfnisse der Verständlichkeit zu thun, sondern mit dem Gesammteindruck der ganzen Rede, und fodert daher Zierlichkeit, Anmuth und Fülle. Dazu aber sind viele Eigenschaften, sowohl in Absicht der Stimme als der Hervorhebung des Sinnes und Affekts, sowohl in Absicht des Tons als der Bewegung unerläßlich. Alle diese Gegenstände werden uns in den folgenden Kapiteln beschäftigen.

Erstes Kapitel.

Über die Stimme des Deklamators.

§. 34.

Das erste Erfoderniß eines guten Deklamators, der die Bedeutsamkeit der einzelnen Theile und den ganzen Charakter seines zu deklamirenden Stücks darstellen will, ist eine reine, volltönige, hinlänglich starke, biegsame und gebildete Stimme.

§. 35.

Er soll sich mit schöner Natur ausdrucken. Eine Stimme also, die sich nicht heben kann, oder die bei der Erhebung kreischt, überschlägt; oder die bei der Erniedrigung brummend oder tonlos wird; die überall hart ist, auch wo sie sanft sein sollte; oder die keinen festen Ton hat, die im Pathos bebt, droht oder

schilt — taugt offenbar nicht zur schönen Deklamation.

§. 36.

Außerdem muß sich der Deklamator allen Arten von Seelenstimmungen und Leidenschaften angemessen ausdrucken können; er muß nach Verschiedenheit des Vortrags und seines Zwecks sanft, stark, gelinde und heftig sprechen, also verschiedene Stimmen haben. Zu ernsthaften Vorträgen gehört eine gesetzte, zu nachdrücklichen eine starke, feste, zu erschütternden eine gewaltige, zu rührenden eine biegsame, zu unterhaltenden eine leichte, zum Ausdruck des Ungeschliffenen, Rohen eine grobe und rauhe Stimme.

§. 37.

Es ist aber nicht genug, daß der Deklamator im Allgemeinen wisse, welche Stimme er zum Vortrag eines Stücks braucht: sondern er muß auch die Grade der Stärke derselben nach seiner Kraft und nach dem Raum, in welchem er spricht, genau berechnen.

§. 38.

Ein sehr gewöhnlicher Fehler bei gesunden Personen ist die Übertreibung oder das Schreien. Die Begierde, Allen verständlich zu werden, verleitet sie, ihre Sprachwerkzeuge zu sehr anzustrengen, wodurch die Stimme unnatürlich schreiend und widrig wird. Dieß bringt nicht nur für den Zuhörer eine unangenehme Störung in dem Gange seiner Empfindung hervor, sondern der Deklamator selbst entkräftet sich auch für den Schluß seiner Rede.

§. 39.

Ein anderer Fehler ist das **Mahlen** mit der Stimme. Dieses besteht darin, daß die Sache selbst, welche die Seele denkt, sinnlich dargestellt wird, und unterscheidet sich also von dem Ausdruck, der nur die Gesinnung anzeigt, mit der die Seele denkt, oder den Zustand, worin sie durch ihr Denken versetzt wird. Wer also z. B. durch seine Stimme den Donner, das Rauschen des Sturms, das Wogen des Meeres u. s. w. sinnlich darstellen wollte, würde uns — statt seine Empfindungen und die Art, wie er von jenen Gegenständen berührt wird, darzulegen, die Sache selbst geben, also mahlen.

Anmerk. Das Mahlen mittelst der Stimme ist vergleichbar der Nachahmung des Hörbaren in der Natur mittelst der Sprache. So wie diese Nachahmung nie der Naturlaut selbst sein darf, so darf auch die Stimme nie die sinnliche Darstellung der Sache selbst seyn.

§. 40.

Wer mit seiner Stimme mahlt, handelt nicht nur gegen den Zweck der Deklamation, nach welchem Empfindungen dargestellt werden sollen, sondern er wird auch die Empfindung der Zuhörer selbst verfälschen, verdrängen, zerreißen. Wer daher z. B. das Geißeln und den Schmerz des unschuldig Gegeißelten durch die Deklamation ausdrucken wollte, würde wohl Unwillen und Abscheu, als die in ihm hervorgebrachten Empfindungen äußern, nicht aber seine Hände zum Geißeln empor heben oder die Töne des Schmerzes mit seiner Stimme nachahmen müssen.

§. 41.

Nur in dem Falle wird es erlaubt seyn, mit der Stimme zu mahlen, wenn die Phantasie von der Sache ganz erfüllt ist, oder wenn sich die Seele wirklich ganz in dem Gegenstande befindet, so daß sie ihr eignes Selbst von der Vorstellung des Gegenstandes nicht unterscheidet. Dieß ist der Fall bei dem Großen, Erhabenen, Kleinen, Zarten, Lieblichen, wo man den Charakter dieser Gegenstände selbst annimmt, weil eben dadurch der Ausdruck bewirkt wird.

Zweites Kapitel.

Von dem Redeaccent oder der Emphase.

§. 42.

Der grammatische Accent (§. 11.) ist in jedem Worte unabänderlich festgesetzt; nicht so der **Redeaccent**. Dieser wird durch die Absicht des Redenden bestimmt und besteht darin, daß man die wichtigste Vorstellung in einem Satze oder in einer Periode durch einen stärkern Druck der Stimme hervorhebt und dadurch die Wichtigkeit des Worts oder der Idee anzeigt. Dieser Nachdruck der Stimme, mit welchem wir das herausgehobene Wort, als die Hauptidee des Ganzen, aussprechen, nennen wir den **Redeaccent** oder die **Emphase**.

§. 43.

Wir haben für den Redeaccent kein besonderes Schriftzeichen, und ersetzen daher den Mangel desselben öfters durch den größern Druck, oder beim Schreiben durch einen Strich, welchen wir unter dem accentuirten Worte anbringen. Wie unvollkommen aber diese Bezeichnung ist, ersieht man schon daraus, weil sie mehrere Zwecke befördert, so daß der Leser nicht jedes groß gedruckte oder unterstrichene Wort als accentuirt betrachten kann.

§. 44.

So lange daher kein, dem Redeaccent eigenthümliches Zeichen vorhanden ist, bleibt dem Deklamator nichts anders übrig, als daß er das darzustellende Stück vorher genau und mit Aufmerksamkeit durchlese. So wie der Tonkünstler ein nicht von ihm gesetztes Stück erst nach den darin herrschenden Empfindungen durchstudieren muß: so muß auch der Deklamator sich zuvor in den Charakter seines Gedichts oder seiner Rede und in den vollen Sinn derselben hineindenken, wenn er sie mit Wahrheit und Lebendigkeit darstellen will.

§. 44.

Betrachten wir z. B. die Anrede Christi an den Verräther Judas: „**verräthst du des Menschen-Sohn** mit einem **Kuß**?“ so finden wir, daß nur ein Hineindenken in die Seele, Lage und Umstände Christi im Stande ist, die richtige Anwendung des Redeaccents zu bestimmen. Denn es ist einleuchtend, daß die Emphase sowohl auf **verräthst** als auf **du**, sowohl auf **Menschensohn** als auf **Kuß** gelegt werden kann, je

nachdem wir uns diese oder jene Idee als die wichtigste denken. Allein sehen wir auf den ganzen Zusammenhang, auf das, was dieser Anrede vorher ging, daß nämlich Judas sich Christum nahte, um ihn zu küssen: so finden wir die Hauptidee in verräthst und Kuß, und sehen also leicht, daß die Emphase gerade diese beiden Wörter in der Anrede herauszuheben und die übrigen in Schatten stellen muß.

§. 46.

Der Sinn eines Satzes kann also sehr durch die Stellung des Accents geändert werden. Nehmen wir den Satz: **reiten Sie heute nach der Stadt?** so ist hier eine vierfache Verschiedenheit möglich:

1) **Rei'ten** Sie heute nach der Stadt? — Nein, ich gehe.
2) Reiten **Si'e** heute nach der Stadt? — Nein, mein Bruder.
3) Reiten Sie **heu'te** nach der Stadt? — Nein, morgen.
4) Reiten Sie heute **nach der Sta'dt**? — Nein, nur in's Feld.

§. 47.

Wir sehen hieraus zugleich, daß der Accent, so lebendig er auch die Sprache macht, eben so nachtheilig für die Deutlichkeit und den Nachdruck der Gedanken seyn muß, wenn er unrichtig gesetzt wird und die Aufmerksamkeit von der, gerade jetzt wichtigen Vorstellung ab- auf minder wichtige hinlenkt; oder, wenn man die Hauptideen gar nicht accentuirt, wodurch die Rede kraftlos und eintönig wird.

§. 48.

Eben so nachtheilig aber ist das **überladene Accentuiren**. Wer auf jede Vorstellung den Accent verschwendet, kann nicht nur keine mit besonderm Nachdruck ausrüsten, sondern das Ohr fühlt sich auch durch solche wiederholte zwecklose Schläge beleidigt. In der Deklamation muß vielmehr, wie in einem Gemälde, Licht und Schatten richtig vertheilt seyn, und die Ideen müssen einander untergeordnet werden, um sie nach den Graden ihrer Wichtigkeit unterscheiden zu können.

§. 49.

Ein anderer, obwohl sehr gemeiner, Fehler ist es, die Emphase mit zu großem, gegen den Ton des Ganzen zu stark abstechendem, Nachdrucke zu bezeichnen, besonders wenn mehrere Ideen von Wichtigkeit in einem und demselben Satze oder in derselben Periode vorkommen. Man wechselt deshalb lieber unter den Mitteln, Deutlichkeit und Nachdruck zu bewirken, ab, und bezeichnet die wichtigsten Vorstellungen bald durch stärkere Aussprache, bald durch einen langsamen, dahin schleifenden, bald durch einen höhern Ton. Die erste Art ist die gewöhnliche; sie hebt bloß die Idee durch einen stärkern Druck der Stimme aus; bei der zweiten Art eilt man schneller über minder wichtige Worte hinweg, wodurch die Hauptideen von selbst sich hervorheben, z. B. **nicht nach, sondern vor der That,** so daß **sondern** gleichsam weggeschnellt wird. Die dritte Art der Emphase hebt die Hauptidee durch einen höhern Ton, z. B. **Du hast es gethan?** oder: **der Mensch will mir das bieten?**

§. 50.

Nach diesen Bemerkungen über das Wesen und den Gebrauch des Redeaccents bleibt uns noch übrig diejenigen Redetheile zu bestimmen, welche ihrer Natur nach einer rednerischen Betonung fähig sind. Wir haben gesehen, daß gerade immer die wichtigsten Vorstellungen den Accent auf sich ziehen. Diese können aber bald in Haupt=, bald in Zeit=, Eigenschafts= und Umstands= und bald in Personwörtern liegen, so daß alle diese Redetheile den Accent haben können.

1) Er ruht auf **Hauptwörtern**, welche den Hauptbegriff der Periode enthalten, z. B. in der Fabel: **die zwei Griechen:**

Vergieb mir, sprach Aret, ich hätte keinen **Freund**
Auf einem **Throne suchen** sollen.

Ist der Hauptbegriff wegen Armuth der Sprache in mehrern Worten enthalten: so ist der Redeaccent auf diese vertheilt. Wenn z. B. Wieland sagt: „ein gefühlloser Mensch mag bei diesen ekelhaften und grausenvollen Auftritten gleichgültig bleiben; aber ein **Mensch, der an den Schicksalen seiner Gattung wahren Antheil nimmt,** wird sie ohne Schaudern und Mitleid nicht ansehen können": — so darf man nur statt ein **Mensch** 2c. die Worte: ein **gefühlvoller Mensch** setzen, und man wird bald einsehen, daß derselbe Accent, der auf diesen kürzern Ausdruck gehört, auf die längere Redensart vertheilt werden muß.

2) Auf **Zeitwörtern**, die den Hauptbegriff enthalten. Dieß ist der Fall in dem Schluß der bekannten Fabel: **die** seltsamen **Menschen:**

Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen.

3) Auf **Beiwörtern**, wenn die Eigenschaften der Sache hier gerade den Hauptbegriff ausmachen. z. B. Die meisten alten Gewohnheiten sind verderblich, bloß weil sie alte Gewohnheiten sind. **Wieland.**

4) Auf **Personwörtern**, **Umstands**= und **Verhältnißwörtern**. Z. B. in der Fabel: **Hain und Kilian.**

Wir sind verloren! — **Wir**? rief Kilian,
Ihr irrt euch, lieber Spießgeselle,
Das rechte Wort ist ihr.

Accentuirte Umstandswörter sind in einer Stelle der Fabel: **der Koch und der Herr.**

Es schalt ein Herr bei einem Schmaus
Auf seinen Koch, daß er ein Essen
Nicht gahr genug gekocht, das Salz daran vergessen,
Und kurz nicht recht gemacht. — — — — — —

Accentuirte Verhältnißwörter sind in der Stelle:

Mit Dir wird das kleinste Glück mir groß, und **ohne** Dich das größte nichts sein.

§. 51.

Außer diesen genannten Redetheilen ruht der Redeaccent auch

1) Auf **Bedingungen**, die einen besondern Nachdruck haben, z. B. „Ja, **wäre** der Grundsatz, auf den er sich bezieht, so allgemein gültig, als er wähnt, und ließe sich mit Sicherheit so viel als er will daraus folgern: so **würde** man ihm beipflichten müssen.“

2) Auf Gegensätzen, als: entweder — oder: sonst — jetzt; so — daß. Z. B. entweder gibt er nichts, oder er gibt alles.

3) Auf Einschränkungen, weil sie den Gedanken genauer bestimmen, Mißdeutungen zuvorkommen oder Einwürfen begegnen wollen. Z. B. „Die moralische Vernunft, wenn sie anders geweckt und auf ihren rechten Gegenstand geleitet ist, hat vor der spekulirenden große Vorzüge.“

4) Auf leidenschaftlichen Ausdrücken, Betheurungen, Wünschen, Bitten und Befehlen. Z. B. „Bei dem Himmel beschwöre ich dich.“ „Möchte doch endlich die Zeit kommen!“ „Hören Sie mich.“ „Geh Ungeheuer, geh, sage ich.“

§. 52.

Fragt man: ob der Redeaccent auf den grammatischen Einfluß habe? so ist die Antwort allerdings bejahend. Bald vermischen sich beide mit einander, so daß der erstere den letztern verstärkt, bald aber stellt jener auch diesen in Schatten; jedoch hebt der Redeaccent den Wortaccent nicht auf.

Drittes Kapitel.

Von den Tönen.

§. 53.

Die Töne, als die verständlichste Ursprache der Natur, in der wir unsre Empfindungen ausdrucken, lassen

die heitere oder trübe Stimmung der Seele fühlen, in der wir uns befinden, und verrathen den innern geheimen Zustand mit mehr Sicherheit und Wahrheit als alle Worte.

§. 54.

Sie sind die Sprache des Mitgefühls; denn ein Ton der Freude oder des Schmerzes hallt sogleich in das Herz des Zuhörers, und beider Gefühle vereinen sich zum schönen Einklang. Daß dieß aber nicht durch bloße Worte bewirkt werden kann, davon überzeugen wir uns sehr leicht. Setzen wir z. B. den Fall, daß jemand in demselben Tone, dessen er sich bei Hersagung eines Schema oder einer Reihe von Vorwörtern bedient, die Stelle aus dem großmüthigen Ibrahim

Den Du erschlugst, grausamer Christ,
Sprach er, der war mein Sohn.
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehaltner Treue Lohn.

deklamiren wollte: so würde gewiß Niemand, bei aller Deutlichkeit der ausgedruckten Idee, irgend einige Theilnahme für den unglücklichen Vater empfinden, oder von der Großmuth desselben zur Bewunderung hingerissen werden. Der Ton also ist es, der den Worten erst Kraft und Leben geben muß.

§. 55.

Da also die innere Empfindung allein durch Töne spricht, da diese den ganzen Charakter der vorgetragenen Rede so vollkommen darstellen, und der Sitz aller Schönheit, aller Verständlichkeit und alles Eindrucks sind: so ist die erste Pflicht des Deklamators, seine

Stimme nicht nur tönend zu machen, sondern auch für jedes Stück und jede Stelle, welche er vorträgt, denjenigen Ton zu wählen, der die herrschende Empfindung mit Wahrheit ausdruckt und dieselbe Empfindung in dem Zuhörer hervorbringen kann.

§. 56.

Um darin mit Sicherheit zu gehen, müssen wir die Natur der Töne selbst kennen lernen. — Jeder Mensch hat drei verschiedene Arten von Tönen, 1) einen hohen 2) einen mittlern 3) einen tiefen. Jede dieser Arten hat wieder mannigfaltige Abstufungen, denn die Zahl der Töne ist unendlich, da man (wie die Naturkundigen gefunden haben) jeden ganzen Ton wieder in hundert kleine Theilchen zerlegen kann.

§. 57.

Der **Mittelton** ist der Ton der gewöhnlichen Gesellschafts-Sprache, und muß nach der allgemeinsten Regel auch von dem Deklamator bei dem Vortrage eines Stücks beibehalten werden. Allein diese Regel bedarf großer Einschränkungen, da alles auf das Stück selbst ankommt, welches dargestellt werden soll, und der Ton der gewöhnlichen Stimme durch Stärke und Schwäche, durch Höhe und Tiefe, durch Langsamkeit und Schnelligkeit geändert werden kann.

§. 58.

Sehen wir auf die Ursachen dieser veränderten Natur der Töne, so rühren sie zum Theil vom Körper her. So hat z. B. die Entkräftung einen schwachen, absterbenden Ton; eine lange, heftige Anstrengung macht die Stimme heiser; Weinen und Schluchzen verdun-

kelt sie, und eine schnelle Bewegung, als Laufen, macht kurzen Athem.

§. 59.

Eine andere Ursach ist die Einwirkung der Seele auf den Körper. So erheben große Gegenstände und die Vorstellungen davon den Körper und folglich auch die Stimme. Sanftmuth, Zärtlichkeit und Bitten haben sanfte Töne, und der Zorn abgekürzte und starke. Die Zufriedenheit braucht eben und gleichfließende Töne, und die reine Freude hüpfende.

§. 60.

Eine dritte Ursach liegt in der Abwechselung der Ideen, die bei jedem neuen Eindruck, den sie in uns hervorbringen, auch den Ton ändern. Die Stimme wird lauter, wenn die Vorstellung der Entfernung eines angeredeten Gegenstandes eintritt; sie wird leiser, wenn die Seele einem Andern etwas anvertraut, das ein Dritter nicht hören soll.

§. 61.

Endlich haben sie auch ihren Grund in der Verbindung der klaren und dunkeln Ideen, die sich wechselseitig abändern, und, ohne daß wir uns dessen selbst bewußt sind, einander durch ihren Einfluß bestimmen. Der langsame, bei jedem Merkmal verweilende Ideengang im Zustand der Bewunderung zieht und dehnt auch jeden einzelnen Ton uud schleift und bindet Wort an Wort und Sylbe an Sylbe. Freude hat einen raschen, aber doch leichten Ideengang; daher rollen ihr, wenn sie in Worte ausbricht, die Töne von selbst.

§. 62.

Dieß sind die Ursachen, die den Tönen ihre Natur und ihre verschiedenen Abänderungen geben. Sie sind nicht so getrennt in der Wirklichkeit, als sich die Untersuchung zur Bestimmung ihres Unterschiedes erlaubt. Bald wirkt eine, bald die andere Ursache vorzüglich, und die Wirkung ist oft so vereint, daß die Stimme von jeder einen Charakter erhält. Z. B. die nach Hülfe schreiende Angst hat den lauten Ton von der absichtlichen Ursache, Rettung herbeizurufen, den eigentlichen Ton des Angstgeschreies aber bildet die innere Beklemmung und zitternde Furcht, die ihn durch die gepreßte Kehle drängt.

§. 63.

Bei dieser Verschiedenheit der Tonarten hat also der Deklamator auf zwei Stücke zu sehen.

1) Daß die verschiedenen Töne der Empfindungen richtig und wahr angegeben werden.

2) Daß man diese Töne jedesmal an ihrer eigentlichen Stelle gebrauche.

§. 64.

1) Um die verschiedenen Töne der Empfindungen richtig ausdrucken zu können, muß a) die Stimme frei von organischen Fehlern und von dem Einflusse übler Angewohnheiten seyn und b) muß der Deklamator ein gefühlvolles Herz und eine reizbare Phantasie haben.

§. 65.

Was das erste Erfoderniß betrifft, so würde es überflüssig seyn, in einer Anweisung zur Deklamation

weitläuftig über organische Fehler zu sprechen, da kein Unterricht deren Verbesserung zu bewirken vermag. Wir bemerken daher nur, daß es Menschen gibt, die fast keinen Ton richtig anstimmen können und nicht das kleinste Lied nachzusingen im Stande sind. Eben so gibt es mehrere, die bald in einem tiefen Ton sprechen, bald wieder in einem sehr hohen, und also dem Ohre eine höchst unangenehme Erschütterung verursachen. Dieß thun sie oft mitten in dem Sinn der Rede, wahrscheinlich, weil sie das Steigen und Fallen der Stimme, als eine der größten Zierden der Deklamation, nachahmen wollen, es aber, weil sie kein richtiges Gehör haben, immer ungeschickt anfangen.

§. 66.

Wichtiger für uns ist die Bemerkung, daß üble Gewohnheiten die freie Wirksamkeit der Stimme hindern. Drückt man z. B. das Kinn zu sehr auf die Brust herab, wenn man einen hohen Ton angeben will: so zwingt man die Kehle, welche hervortritt, zu sehr nach hinten, und verhindert ihre Schwingungen, woraus ein unreiner Ton entsteht. Redet man dagegen wieder zu langhalsig, wenn man tiefe Töne angeben will: so verursacht dieses widernatürliche Aufziehen der Kehle einen bangen, marklosen Brustton.

§. 67.

Es ist aber nicht genug, daß die Stimme frei und ungehindert wirken könne, um wahre Töne der Empfindung hervorzubringen; es ist auch nöthig, daß das Herz diese Empfindungen selbst zu fühlen und die Phantasie eine lebhafte Vorstellung von denselben zu erregen

verstehe. Jeder Mensch, der eine gewisse Empfindung hat, äußert solche in seiner Rede durch die natürlichen Töne seiner Stimme; und wer dieß nicht kann, hat entweder einen organischen Fehler, oder er ist ein kaltes gefühlloses Wesen, und in beiden Fällen zu einem Deklamator untauglich.

§. 68.

Indessen ist es keinesweges nöthig, daß der Deklamator die darzustellende Empfindung in dem Augenblicke der Darstellung selbst habe; das ist vielmehr der wahren Darstellung nachtheilig, indem der Deklamator sehr leicht durch seine eigenen Empfindnisse in Ansehung des auszudruckenden Charakters seines Stücks irre geleitet werden kann. Allein es ist doch durchaus nöthig, daß er die Fähigkeit besitze, die darzustellende Leidenschaft, z. B. des Zorns zu empfinden, und daß er eine reizbare Phantasie habe, welche der Seele, während der Darstellung, von dieser Leidenschaft eine lebhafte Vorstellung gewährt. Diese lebhafte Vorstellung einer Empfindung, welche wir aus Erfahrung kennen, versetzt die Seele mechanisch in eine ähnliche Stimmung, in welcher sie die Töne dieser Empfindung nachbildet. Das also, was der Deklamator empfindet, ist daher nicht sowohl eine wirkliche Empfindung, als vielmehr ein Empfindniß, eine Rückkehr, oder ein Schatten von einer wirklichen Empfindung.

§. 69.

Wir fügen hier noch eine Bemerkung hinzu, die für den Deklamator von großem Nutzen seyn kann.

Jede Empfindung nämlich, welche durch Worte ausgedruckt wird, hat ein eigenthümliches Stimmwort, in dessen Tone sie forttönt. So hat z. B. ein düsteres Schauergefühl zu seinem wesentlichen, fortdauernden Klange den nämlichen, aus der Brust tief schallenden Hauch, mit dem das hu hu! u u! laut wird. Um also einen Satz im wesentlichen Gefühl und nach seiner ihm eigenthümlichen und charakteristischen Art darzustellen, thut man sehr gut, sich in Gedanken ein solches Stimmwort vorzusetzen, oder es laut auszusprechen.

§. 70.

Eben so wichtig ist, daß man die Töne jedesmal an ihrer eigentlichen Stelle zu gebrauchen wisse. Dazu gehört aber von Seiten des Darstellers ein nicht gemeiner Scharfsinn und eine nicht minder große Aufmerksamkeit auf sich selbst und seine Stimme. Er muß in den Sinn und die Eigenheiten eines Stücks nach den feinsten Zügen desselben, eingedrungen seyn; erst dann kann er hoffen, daß er den wahren Ausdruck für dasselbe treffen werde. Dieses Nachdenken über die Natur und die Beschaffenheit der vorliegenden Gedanken ist es, worin der größte Theil des Studiums der Deklamation besteht. Wir fodern ja vom Deklamator, daß er die nämlichen Gefühle, welche in dem darzustellenden Stücke liegen, auf das bestimmteste und vollständigste überliefere, und um dieß zu bewerkstelligen, muß er sich selbst so in seiner Gewalt haben, daß er bei jedem neuen Gedanken auch aus einem neuen Ton sprechen könne.

§. 71.

Zur richtigen Darstellung der Empfindungen gehört auch die gehörige Entwickelung derselben aus der Seele, und die Beobachtung der gehörigen Uebergänge aus einer Empfindung in die andere bei der Verbindung mehrerer Gefühle. Je nachdem die Grade der sich entwickelnden Empfindung stärker oder schwächer sind, je nachdem muß auch der Ton des Deklamators stärker oder schwächer seyn. Bei dem Übergang aus einer Empfindung in die andere ist ein stufenweises Anschwellen oder Abnehmen des Tons durchaus nöthig. Soll z. B. die Seele aus dem Zustande der Leidenschaft zum Gleichgewicht zurückkommen, so kann der Übergang nicht anders als durch ein allmähliges Sinken und Abschwächen der Empfindung geschehen, so wie umgekehrt das Herz, wenn es aus seiner Ruhe in eine plötzliche Leidenschaft versetzt werden soll, nothwendig erst durch einen Zustand der Verwirrung hindurch muß, ehe die Leidenschaft selbst in ihrer ganzen Stärke ausgedruckt werden kann.

§. 72.

Nicht minder muß der Deklamator die Entwickelung der Ideen aus der Seele des Redenden durch seinen Ton bezeichnen, oder: er muß die Ideen nach ihrem geistigen Charakter darstellen. Diese Darstellung nimmt sogleich mit der Entstehung eines Gedankens, den man laut werden läßt, ihren Anfang. Fällt ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl plötzlich in die Seele, so fährt auch die Seele mit seiner Ankündigung plötzlich auf; entsteigt aber der Gedanke langsam, so ist auch der

Ton der Rede nur langsam, gemäßigt, und anhaltend. Dieß beobachtet man im Großen bei dem Anfang einer öffentlichen Rede, wie auch im Kleinen beim Anfang einer neuen Periode, mit der ein andrer Gedanke in der Seele aufdämmert. Auf diese Art sehen wir die Ideen in dem Kopfe des Deklamators selbst entspringen; wir werden in die Werkstatt des menschlichen Geistes hineingeführt und belauschen seine geheimen, wundervollen Wirkungen. (§. 80.)

§. 73.

Es geht demnach aus dem Gesagten hervor, daß der Deklamator, um den richtigen Ton seines Stücks zu treffen, auf folgende Punkte sehen muß:

1) Auf den Inhalt, oder den Stoff seines Stücks. Ist der Inhalt ruhig, so spreche der Deklamator aus dem ihm natürlichen Tone; ist er feurig, so spreche er höher; ist er vertraulich, bänglich, traurig, so wähle er einen tiefen, niedrigen Ton. — Er sehe auch dabei auf die verschiedenen Figuren, als die Wiederholung, den Gegensatz, Ausruf, die Frage, den Einwurf, die Steigerung, welche alle einen verschiedenen Ton erfodern. Bei der letztern kommt besonders in Betracht die zunehmende Stärke, steigende Höhe und wachsende Geschwindigkeit.

2) Auf die Umstände des Orts und der Personen, vor welchen, und der Beschaffenheit des Stücks, welches man deklamirt. So mischt sich z. B. vor angesehenen Personen der Ton der Ehrfurcht in den Ton des Stücks. Man spricht in einem andern Tone in seiner Person, als wenn man erzählt und andre redend ein-

führt; und eine Zeitung, eine Predigt, eine Fabel, ein Gebet fodern so wie überhaupt einen ganz verschiedenen Vortrag, auch eine verschiedene Tonart.

§. 74.

Hat der Deklamator sein vorzutragendes Stück gehörig durchstudiert, so wird er auch den Übergang aus einem Ton in den andern, die Abwechselung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, des geschwinden und langsamen, oder des schleifenden und gebundenen Ganges der Rede nicht verfehlen, und jeder Stelle den wahren Ausdruck geben, den wir von dem guten Deklamator fodern.

Viertes Kapitel.

Von der Bewegung oder dem Zeitmaaße.

§. 75.

Die **Bewegung** oder das **Zeitmaaß** hängt genau mit dem Tone zusammen. Denn so wie niedrige Töne mehr Zeit bedürfen um sich zu entwickeln, als hohe: so bedient sich ihrer die Seele, wenn die Ideen langsam, dagegen aber der höhern, wenn die Ideen schnell entstehen. Daher beflügelt die Leidenschaft die Sprache, und das um so mehr, je mehr jene in höhere Töne geht; dagegen wird die Aussprache um so langsamer, als die belastete Seele, die mühsam ihre Ideen entwickelt, sich in niedrigern Tönen vernehmen läßt.

§. 76.

Ist also der Ton der Stimme hell und rein: so ist das Zeitmaaß gemäßigt (moderato); ist er hoch, die Stimme angestrengt und stark: so ist das Zeitmaaß schnell (allegro); ist er niedrig, die Stimme dumpf und schwach: so ist das Zeitmaaß langsam oder träge (largo); ist er bald hoch, bald gemäßigt, bald tief: so ist das Zeitmaaß bald schneller bald langsamer. Der erste Fall ist bei ruhigem Nachdenken, Betrachtung, sanfter Freude; der andere bei Feuer, Heftigkeit, Schmerz, Zorn und brausender Lustigkeit; der dritte bei dumpfer Traurigkeit, melancholischer Klage; der vierte bei Verlegenheit, Schweben zwischen Furcht und Hoffnung.

§. 77.

Hieraus läßt sich schon abnehmen, daß nicht immer derselbe Hauptton und dasselbe Zeitmaaß in einem Stücke bleibt, sondern daß, so wie der auszudruckende Gemüthszustand sich ändert, auch Ton und Bewegung geändert werden. Wenn z. B. Jemand in mäßiger Bewegung erzählt, und der Inhalt traurig und schmerzenvoll wird: so wird der Ton weich und die Stimme langsam. Jedoch muß der Deklamator dahin sehen, daß im Ganzen Einheit und Harmonie bleibe; denn so fehlerhaft Einförmigkeit der Bewegung ist, so ist es das Unzusammenhängende nicht minder.

§. 78.

Wir sehen hieraus, daß die richtige Beobachtung des Zeitmaaßes ein nothwendiges Erforderniß zur Darstellung des Charakters eines Stücks ist. So fehlerhaft es in

der Musik seyn, und so sehr es das beste Tonstück verderben würde, wenn Jemand ein Andante wie ein Allegro, oder einen Marsch wie ein Adagio spielen, oder auch nur etwas zu geschwind oder etwas zu langsam vortragen wollte: eben so fehlerhaft wäre es auch in der Deklamation, die verschiedenen Empfindungen der Freude, der Traurigkeit, der Heftigkeit, der Klage u. s. w. mit einander zu vermengen, da doch jede Stimmung des Gemüths, und jede Leidenschaft ihre eigene Bewegung nach den Graden ihrer Stärke oder Schwäche hat.

§. 79.

Die Bewegung aber, worin vorgetragen werden muß, kann nur durch die Natur der Seelenstimmung erkannt werden. Man muß also genau wissen, welcher Grad der Ruhe oder der schnellern Bewegung bei einem gegebenen Grade von Leidenschaft statt hat. So leicht sich die Gedanken entwickeln, und so schnell sie auf einanderfolgen: so leicht und geschwind ist auch der Fluß der Rede. So langsam und mühselig aber sie hervorgebracht werden: eben so träge und schwerfällig druckt es auch die Sprache aus. Das Gebundene, Gestoßene, Leichte, Schwere, Lebhafte, Schnelle, Träge hängt ganz von der Seelenstimmung ab.

§. 80.

Da mit dem Zeitmaaße die Pausen in genauer Verbindung stehen, indem sie in geschwindern Zeitmaaßen kürzer, in langsamen länger sind: so haben wir hier noch einige Bemerkungen über dieselben in rednerischer Hinsicht zu machen, und den §. 27. abgebrochenen Stoff an diesem Orte, wo er hingehört, wieder aufzunehmen.

§. 81.

Zuerst bemerken wir, daß auch die grammatischen Pausen nicht alle einerlei Natur sind. Sieht man nämlich bei der Deklamation eines Stücks genau auf den Sinn: so wird man finden, daß hin und wieder ein Komma länger gehalten werden müsse als dort, wo der Sinn rascher fortgeht, und das Folgende mit dem Vorhergehenden äußerst genau zusammenhängt, ja daß sogar hin und wieder auch da eine Pause gesetzt werden muß, wo kein Unterscheidungszeichen im Text steht, noch stehen darf. Man lese z. B. folgende Stelle aus **Wielands goldnem Spiegel.**

„Diese Methode — bildete gleißnerische Schurken,, welche ausgelernte Meister in der Kunst waren, ihre Leidenschaften zu verbergen, ihre schlimmen Neigungen in schöne Masken zu vermummen, die Unverständigern durch eine — Tugend und Religion tönende Phraseologie zu täuschen."

Wir bemerken bald, daß hinter dem Worte **Methode**, so wie hinter eine der Deutlichkeit wegen eine Pause gemacht werden muß, ungeachtet der Grammatiker diese Worte nicht durch grammatische Zeichen absondern darf. Wir haben hier die Einschnitte durch — angedeutet, weil es uns an einem eigentlichen Zeichen dafür fehlt. Eben so sehen wir, daß die grammatische Pausen hinter **Schurken** weit länger gehalten werden muß, als hinter **waren**, welches mit dem folgenden: ihre **Leidenschaften** rc. so genau zusammenhängt, daß die Stimme flüchtig darüber hineilt. Da es uns auch für diese längere Haltung der grammatischen Pause an

einem Zeichen mangelt, so habe ich es durch ein doppeltes Komma („) ersetzt, um anzuzeigen, daß hier die Stimme gerade noch einmal so lange als bei dem folgenden Komma ruhen müsse. Dieß bringt zugleich Abwechselung in der Dauer der Pausen des Sinnes hervor, und gewähret dem Ohre den Vortheil, daß es nicht immer einerlei Absätze zu hören hat.

§. 82.

Eben so verfahren wir bei dem Vortrage von Sätzen, welche zu lang sind, als daß sie füglich in einem Athem gesprochen werden könnten, oder welche doch das Ohr ermüden und die Deutlichkeit verhindern würden. Man lese z. B. folgende Stelle aus **Wielands Agathon**:

„Aber daß Danae, welche die Schönsten und Edelsten von Asien, welche Fürsten und Satrapen — zu ihren Füßen gesehen hatte,, welche gewohnt war, in den schimmerndsten Versammlungen am meisten zu glänzen, einen Hof von allem, was durch Vorzüge der Geburt, des Geistes, des Reichthums und der Talente würdig war nach ihrem Beifalle zu streben, um sich her zu sehen —: daß diese Danae jetzt — verächtliche Blicke in die große Welt zurückwarf, und nichts angenehmers fand, als die ländliche Einfalt, nichts schöners als in Hainen herumzuirren u. s. w.“

§. 83.

Es gibt aber noch eine Art Pausen, welche die Erwartung spannen, und entweder wichtigen Worten vorhergehen, oder darauf folgen, um die Seele auf das, was kommen soll, aufmerksam zu machen, oder sie über das Gesagte nachdenken zu lassen. Da sie mit großem

Nachdruck gebraucht werden können, wollen wir sie emphatische Pausen nennen. Wenn wir z. B. in **Wielands Diogenes von Sinope** die Stelle lesen. „Ich habe Ideen, die ich nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; Klein Asien, Armenien, Medien, Indien — das wäre noch etwas“: so sehen wir daß die beiden hier durch einen — bemerkten Pausen die Aufmerksamkeit auf das was kommen soll, festhalten, und die Wichtigkeit des Nachfolgenden andeuten.

§. 84.

Diese emphatischen Pausen werden von dem Schriftsteller nur selten, oder unvollkommen durch einen — angedeutet; daher muß sie der Deklamator selbst aufsuchen, und er wird sie bei einem richtigen Gefühle auch finden. Die gewöhnlichsten Fälle, in denen sie gebraucht werden, sind folgende:

1) wo die Aufmerksamkeit auf einen Hauptgedanken hingeleitet werden soll, der beim Flusse der Rede sonst leicht überhört werden möchte;

2) wenn man die Erwartung spannen will; z. B. nach Darstellung der Sache mit ihren Gründen, wenn plötzlich auf die Leidenschaften gewirkt werden soll;

3) da wo der angegebene Gedanke, in welchem die Beweiskraft liegt, von der Seele fest gehalten werden soll;

4) wenn man den Übergang von einer Leidenschaft in eine andere ungleichartige, z. B. vom Schrecken in Freude andeuten will;

5) um starke oder verhaltene Leidenschaften, z. B. zurückgehaltenen Zorn anzuzeigen.

6) starken Seelenkampf auszudrucken; endlich

7) wenn man aus Feinheit, aus Achtung gegen Andere, aus Schonung, Schamhaftigkeit oder dergl. etwas, was man sagen könnte, unterdrückt. — Diese Pausen haben eine Ähnlichkeit mit den Worten: **wenn ich so sagen darf, gleichsam, einigermaßen,** u. s. w. womit man etwas einschränken und entschuldigen will. — Auch gehört hierher jede Zögerung, welche verräth, daß man unentschlossen ist, und etwas nicht mit voller Bewilligung seiner Seele sagt; daß man nicht das eigentliche Wort für den Gedanken gefunden hat, und mit dem gefundenen unzufrieden ist, weil man zu viel oder zu wenig zu sagen fürchtet.

§. 85.

Was die Pausen am Ende eines Verses, die wir **Haltpausen** genannt haben (§. 27.), betrifft: so haben wir hier noch einige Bemerkungen über dieselben nachzuholen. Sie dienen nämlich dazu, die Melodie der Verse zu erhalten, ohne jedoch den Sinn zu stören. Diesen Zweck erreichen sie dadurch, daß sie bloß durch einen Halt bezeichnet werden, nicht aber durch Veränderung des Tons; bei den Redepausen dagegen ändert sich zugleich allemal der Ton, und dieser bestimmt die Verschiedenheit des Sinnes.

§. 86.

Indessen gewährt die Haltpause auch noch einen andern Vortheil. Sie verhindert die Eintönigkeit (Monotonie), oder die Wiederholung eines und desselben Tones zu Ende jedes Verses, welche jedem gebildeten Ohre äußerst widrig klingen muß. Denn da diese

Haltpause keinen eigenen Ton hat, (§. 85.) sondern allezeit den des vorhergegangenen Worts annimmt: so verändert sich der Ton derselben beständig mit dem Sinne, und ist eben so verschieden als dieser.

§. 87.

Jedoch lassen sich, auch bei Beobachtung der Haltpausen nicht alle Gedichte gleich gut deklamiren. Nur solche können gut vorgetragen werden, in welchen der Gang der Leidenschaft mit der Natur der Empfindungen übereinstimmt. Je mehr dagegen der Mechanismus eines Gedichts dem Deklamator Freiheit läßt, verschiedene Ausdrücke der Empfindungen mit einander abwechseln zu lassen: desto besser kann das Gedicht durch den mündlichen Vortrag dargestellt werden. Solche Gedichte hingegen, in deren Sylbenmaaß von Anfang bis zu Ende nur eine Empfindung hervorschallt, und die verschiedenen, in dem Gedichte liegenden Empfindungen gleichsam überschreit, sind für die Deklamation nicht brauchbar; sie gehören mehr für den Gesang.

Drittes Hauptstück.

Personificirende Deklamation.

§. 88.

Die personificirende Deklamation hängt genau zusammen mit der charakterisirenden. Nach dieser soll, wie wir gesehen haben, der Deklamator den Charakter jeder einzelnen Stelle und des ganzen Werks darlegen, nach der personificirenden aber auch den Charakter einer Person, der eine gewisse Reihe von Empfindungen und Grundsätzen beigelegt wird.

§. 89.

Zum Ausdruck des persönlichen Charakters gelangt der Deklamator dadurch, daß er alle körperlichen und geistigen Eigenheiten desselben, in so fern sie sich durch Töne und Geberden darstellen lassen, zu seinen eigenen macht; daß er also seine ihm selbst anhangenden Eigenthümlichkeiten verleugnet, und für den Augenblick der Darstellung eine andere, und zwar die verlangte Person wird, deren ganzes Aeußere uns das Gemüth und denjenigen Geist darlegt, den der Dichter durch Worte darstellen wollte, und zu dessen vollkommner Versinnlichung es noch der ausdrucksvollsten Merkmale durch die Ton- und Geberdensprache bedurfte.

§. 90.

Die Personifikation kann aber zweierlei Art seyn. Sie betrifft 1) entweder den ganzen Menschen, nicht nur nach seiner körperlichen und geistigen Beschaffenheit, sondern auch nach seinen äußern Verhältnissen; oder 2) sie betrifft nur eine in diesem Menschen herrschende, bestimmte Empfindung oder Leidenschaft.

§. 91.

Sehen wir auf die Personifikation, in so fern sie den ganzen Menschen, nach dem, was seiner Natur einverleibt ist, darstellt: so gehören dahin mehrere eigenthümliche Umstände. Wir rechnen dazu:

a) das Alter. Dieß ist von großer Bedeutsamkeit, da jede Stufe des Alters ihre eigene Auszeichnung hat. Die Kindheit z. B. charakterisirt sich durch unsicheres Schwanken; die Jugend durch Hitze und rasche Lebhaftigkeit; das männliche Alter durch feste Entschlossenheit; das Greisenalter durch langsame Bedächtigkeit. — Dadurch wird also auch die jedesmalige Leidenschaft bestimmt werden müssen;

b) das **Volk**, theils in so fern von gewissen Völkern einmal bestimmte Bilder herrschen, theils in so fern Himmelsstrich, Verfassung und Bildungsstufe diese Bestimmung geben;

c) den **Stand**, den die Person in dem Volke einnimmt, in so fern mit ihm entweder Würde und Förmlichkeit, oder Gradheit und Zurücksetzung angenommener Verhältnisse verknüpft seyn kann;

d) endlich die **besondere Eigenthümlichkeit** der Person, welche sich durch die Beschaffenheit ihrer Körper- und Geisteskraft, wie des Temperaments bestimmt.

§. 92.

Aber wie kann der Deklamator, dem nichts als Ton und Geberden zu Gebote stehen, eine solche Personifikation darstellen? Allerdings müßten ihm dann zu einer vollkommnen Darstellung alle Mittel, deren sich der Schauspieler bedienen kann, zu Gebote stehen; er müßte Masken und Costüme haben, um sich die Eigenthümlichkeit der Person zu geben, die er vorstellen will. Allein in einem so hohen Grade der Lebhaftigkeit soll auch der Deklamator dieß alles nicht darstellen, denn dadurch würde er die Grenze seiner Kunst überschreiten, die von der Kunst des Schauspielers nur ein Theil ist. Er kann und soll nur andeuten, und dazu ist der Ton in Begleitung der Geberdensprache hinreichend.

§. 93.

Die andere Art Personifikation ist der Ausdruck der augenblicklichen Leidenschaft nach Alter, Volk, Stand und der besondern Eigenthümlichkeit der Person. Der Deklamator stellt eine von einer bestimmten Empfindung oder Leidenschaft ergriffene Person dar, und zwar im Ton, im Accent und im Zeitmaaß, so daß er also hier den innern leidenschaftlichen Zustand mit Hinsicht auf äußere Umstände der Person ausdruckt.

§. 94.

Wir wollen diese kurzen Bemerkungen auf die Fabel anwenden. Diese hat einen geschichtlichen und lehrenden Theil. Jener nimmt zwar den Charakter der ruhigen Erzählung an: allein da in der Fabel gern Personen, Thiere und selbst unbelebte Gegenstände als han-

delnd und redend eingeführt werden, so geht der Charakter der Dichtungsart oft in den Charakter einer handelnden Person über. Ist dieß der Fall, so muß der Vortrag des Deklamators erhöhter, belebter und eigenthümlicher bezeichnet seyn als bei der bloßen Erzählung, wo Niemand redend eingeführt, sondern nur von einem Dritten etwas angezeigt wird. Doch darf er sich nie bis zu dem Grade einer lebhaften Personifikation erheben, weil der Ton der Erzählung nie verschwinden und nie von wirklicher Handlung verdrängt werden darf. Dieß würde aber der Fall seyn, wenn man in der deklamatorischen Darstellung bis zur mimischen Handlung fortschreiten wollte.

§. 95.

Man lese zu diesem Zweck nachstehende Fabel von Willamov, und man wird finden, daß der Deklamator nichts als schmeichlerische Verführung, kindische, unbefangene Lüsternheit und ernste Warnung ausdrucken kann:

Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht;
Ich geh – – – –

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrod und andre schöne Sachen
Geb ich dir, wenn du kommst.

Junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter laß mich gehn.

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht.

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? – welch ehrliches Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.

Ach! Mutter, Hilf! ach, ach!
Sie würgt mich, ach; die garstige!

Alte Maus.

Nun ist's zu spät, nun dich das Unglück hat betroffen.
Wer sich nicht warnen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

§. 96.

Wir sehen aus dem Gesagten, daß der Deklamator sich nur selten in dem Fall befinden kann, eine lebhafte Personifikation darzustellen, und daß er schon mit den bei der charakterisirenden Deklamation aufgestellten Grundsätzen, wenn er sie mit einigen Abänderungen bei der Charakteristik einer bestimmten Person anwendet, ausreichen wird. Daher halten wir uns hierbei nicht länger auf, und gehen sogleich zu dem zweiten Abschnitt über.

Zweiter Abschnitt.

Mimik.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Regeln für die Geberdensprache.

§. 97.

Die **Geberdensprache** entsteht aus einzelnen Geberden, die auf verschiedene Art mit einander verbunden werden können, wie die Wortsprache aus einzelnen Worten und die Tonsprache aus einzelnen Tönen. Sie bildet denjenigen Theil der äußern Beredsamkeit, welchen man Aktion (§. 16.) nennt.

§. 98.

Unter **Geberden** verstehen wir die Stellungen und Bewegungen unsers Körpers, die Mienen mit einbegriffen, also die Bewegungen der Hände, der Stirn, der Augen, der Wangen und des Mundes.

§. 99.

Diese Geberden sind eine natürliche Folge dessen, was in unserm Innern vorgeht; denn jedem Zustande unsrer Seele gemäß bildet sich auch in unserm Körper, besonders in dem Gesicht, ein, der uns beherrschenden Empfindung ähnlicher, Zustand. Da dieser äußere Zustand (die Verstellung ausgenommen) ganz unwillkürlich ist, indem er ohne, ja oft wider unsern Willen eintritt: so liegt in ihm die natürlichste, reinste und verständlichste Sprache der menschlichen Empfindung.

§. 100.

Daraus ergibt sich aber auch, daß die Geberden nicht sowohl Vorstellungen und Gedanken selbst ausdrucken, als vielmehr die Art und Weise, wie wir von ihnen ergriffen werden. Wir zeigen dadurch z. B. an, welchen Eindruck das Sanfte, Kleine, Große, Gemeine, Verächtliche, Lächerliche, Ehrwürdige auf uns macht; was wir bei dem Anblicke eines Tempels, eines Waldes, eines reißenden Stroms rc. rc. empfinden. Die Gedanken werden nicht wirklich durch die Geberden mitgetheilt, sondern sie verrathen sich nur, so daß Andere von unsern Geberden auf unsre Gedanken schließen können. Ein solches Angeben unsrer Gedanken und der Art, wie wir von ihnen berührt werden, ist ein **Gedankengemälde.**

§. 101.

Ist der Gegenstand unsrer Vorstellungen sinnlich: so kann man zwar, wenn er gegenwärtig ist, darauf hindeuten und, wenn er abwesend ist, nach dem Ort, wo er sich befindet, hinzeigen, seine Gestalt oder seine

Wirkung und Handlung nachahmen; allein diese Bezeichnungsart bleibt doch immer unbestimmt und dunkel, da wir nicht die Gegenstände und Gedanken selbst angeben können.

§. 102.

Eben so ist es auch mit Handlungen, Erfahrungen und Schicksalen Anderer. Wir können hier bloß zeigen 1) wie sie auf uns wirken, und 2) in der Stärke unsrer Empfindung zur Nachahmung dessen, was auf uns einwirkt, gebracht werden. Geschieht dieß auf eine dem Gegenstande angemessene Art, so ist es Mahlerei.

§. 103.

Wir sehen also, daß wir durch die Geberden nichts als unsre Gefühle auszudrucken vermögen, d. h. den Gemüthszustand oder die in uns herrschenden Empfindungen, mögen sie aus gegenwärtigen, sinnlichen Eindrücken entstehen, oder aus Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen; mögen sie rein oder vermischt seyn.

§. 104.

Um aber diese Gefühle auszudrucken, bedienen wir uns gewisser äußerlicher Zeichen, die 1) entweder natürlich oder 2) verabredet (conventionell) sind.

§. 105.

Die natürlichen Zeichen unserer Gefühle werden sichtbar in verschiedenen Theilen des Körpers:

1) in der ganzen Haltung und Stellung desselben (attitude). Diese Stellung ist sehr verschieden, denn

sie hängt ab von dem Zustand unsrer Seele. Ganz anders ist sie bei dem Zustand der Ruhe als der Bewegung, bei dem Muth als der Furchtsamkeit, bei der Liebe als bei dem Haß, bei der Bewunderung als bei dem Entsetzen;

2) in den willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen des Körpers. Diese sind anders in ängstlicher Unruhe oder in heftiger Leidenschaft, als bei sanftern Gemüthsbewegungen. Der Muth z. B. zeichnet sich durch feste Haltung, die Angst durch unwillkürliches Zittern und Beben, die Schwachheit und Ohnmacht durch Wanken und Sinken aus;

3) in der Bewegung der Hände. Ganz anders ist diese, wenn wir fodern als wenn wir versprechen, wenn wir drohen als wenn wir bitten, wenn wir rufen als wenn wir entlassen, wenn wir verneinen als wenn wir bejahen, wenn wir Freude, Traurigkeit, Zweifel, Reue, Angst u. s. w. ausdrucken wollen;

4) in den Mienen, d. h. in den Augen, den Zügen der Stirn, der Nase, der Lippen, der Backen. Wir können dadurch die Empfindung des Lachens und Weinens ausdrucken und drohen, lieben und hassen, Bedenklichkeit und Gewißheit, Ekel und Wohlgefallen u. s. w. anzeigen.

5) in der Farbe des Gesichts. Diese ist anders bei feurigem Muthe als bei innerlich kochendem Zorne, anders bei der Furcht als der Schaam, anders bei der Freude als bei der Traurigkeit.

§. 106.

Die **verabredeten** (conventionellen) **Zeichen** sind nicht unter allen Menschen dieselben, sondern unter

jedem Volke, ja sogar unter den Ständen eines und desselben Volks und unter den Geschlechtern verschieden. So falten wir z. B. bei der Andacht die Hände; andere Völker dagegen breiten sie aus; noch andere heben ihre Hände in die Höhe; einige verhüllen und senken dabei das Haupt, andere erheben es. Eben so mit den Höflichkeitsbezeigungen. Wie ganz anders sind sie unter den Morgenländern als unter den Abendländern! Wie verschieden unter Vornehmern und Geringern! Einige küssen sich Mund und Hand, Andere entblößen ihr Haupt, noch Andere schwenken mit ihrer Rechten, wieder Andere neigen sich ehrfurchtsvoll.

§. 107.

Diese verabredeten Zeichen haben auch oft eine zwiefache Bedeutung. Das Klatschen mit den Händen kann Beifall und Tadel ausdrucken, und wird bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Lagen in einem ganz entgegengesetzten Sinne genommen. Eben so das Zischen, Kopfschütteln u. s. w. Das Achselzucken eines Arztes ist ein anders als das eines Vaters, der eine Unschicklichkeit an seinem Sohne bemerkt. Jemand Salz und Brod vorsetzen, bedeutet bei den Arabern, ihn als Gastfreund aufnehmen; wir dagegen speisen mit Salz und Brod die Verbrecher im Gefängnisse.

§. 108.

Daraus folgt zugleich, daß diese Art der Zeichen eben so wenig verstanden werden kann, als eine Sprache, die man nicht gelernt hat. So ist z. B. das Händewaschen ein Bezeugen seiner Unschuld; ein Hauchen über die leere flache Hand zeigt an, daß da, wo et-

was vermuthet war, nichts sey: aber zwischen Händewaschen und Unschuld, zwischen dem Hauchen über die flache Hand hin und dem Nichts ist die Verbindung entweder gar nicht natürlich oder doch sehr unmerkbar. Dergleichen Zeichen können also nur von dem verstanden werden, der sie gelernt hat, oder der aus oftmaliger Bemerkung derselben ihren Sinn erräth.

§. 109.

Die Gefühle selbst sind ebenfalls sehr verschieden; Ruhe ist ganz anders als Spannung, Abspannung ganz anders als Beunruhigung oder Gemüthsverwirrung. Bei der Ruhe ist die Stirn ohne Falten, das Auge mäßig geöffnet, der Blick sanft, die Hände ruhen in der Mitte des Körpers oder bewegen sich sanft wie die Rede. In der ganzen Lage und Stellung des Körpers ist nichts gespannt und angestrengt, sondern frei und zwanglos. Ganz entgegengesetzt charakterisirt sich die Unruhe, und diese wieder anders als die Spannung und die Leidenschaft. — Oft mischen sich mehrere Gefühle mit einander, z. B. bei der Beunruhigung die Unzufriedenheit mit dem Zorn, der Wehmuth; geheime Schadenfreude mit Schaam und Furcht entdeckt zu werden; Muth mit Angst, Traurigkeit mit Unwille u. s. w. Jedes dieser Gefühle erfodert seinen bestimmten ihm eigenthümlichen Ausdruck, den man dann am sichersten erlernt, wenn man sich selbst und Andere beobachtet.

§. 110.

Die Ausdrücke der Gefühle ändern sich wieder

1) nach dem Geschlechte. Die Leidenschaft des Mädchens ist eine ganz andere als die eines Jünglings;

die Leidenschaft eines Weibes eine ganz andere als die eines Mannes;

2) nach dem **Temperamente** der Personen. Bei Einigen ist alles belebter, rascher, feuriger, bei Andern alles kühler, träger;

3) nach den **Eigenschaften** der Personen. Beim Stolzen zeigt sich alles ganz anders als beim Niederträchtigen und Geizigen; bei dem Gleichgültigen alles ganz anders als bei dem Gefühlvollen; bei dem ehrlichen, braven Manne alles anders als bei dem feinfalschen, hämischen. Strenge und Rauhigkeit nimmt sich ganz anders als Sanftmuth und Gelindigkeit; Verständigkeit anders als Thorheit, Leichtsinn anders als Ernsthaftigkeit;

4) nach dem **Stande** und der **Erziehung** des Menschen. Die Hofdame z. B. wird ein und dasselbe Gefühl ganz anders ausdrucken als die Magd; der wilde Krieger ganz anders als der gebildete Gelehrte oder Geschäftsmann;

5) nach dem körperlichen **Zustande** der Person, ihrer Gesundheit, Schwachheit, Jugend, Kraft, ihrem Alter.

Daher sagt **Engel** in seiner **Mimik** sehr treffend und schön: „Der eine ist in Allem rascher, stärker, feiner; der andere träger, schwächer, plumper. Wo der eine schon ausdruckt, da bleibt der andere noch unbeweglich; wo der eine vor Ungeduld den ganzen Körper schon um und um dreht, da spricht die Ärgerniß bei dem andern nur noch durch Mienen. Wo der eine schon ein lautes Gelächter aufschlägt, da äußert sich bei dem andern nur noch ein Lächeln“ — Und

an einem andern Orte: „Man denke sich nur, wie verschieden ist das Lachen und der Zorn einer alten Jungfer, eines raschen, feurigen Mädchens, eines Laffen, eines geistvollen Mannes, eines Phlegmatikers! Wie verschieden druckt sich der Stolz einer Schönen, einer Häßlichen, die sich klug, gelehrt, vornehm oder reich dünkt, einer alten Tante, eines Kaufmanns, eines Landpastors, der Herr im Dorfe ist, eines Mönchs, eines Vogts, eines Landjunkers aus!“

§. 111.

Da die Gefühle in verschiedenen Zeitpunkten entstehen, wachsen und wieder verschwinden, so haben sie auch verschiedene Grade der Stärke; z. B. Liebe ist erst eine angenehme Bewegung, wird dann Zuneigung, darauf Achtung, dann Zärtlichkeit, und so steigt sie bis zur Schwärmerei. Zorn ist erst eine unangenehme Regung, auf welche bald die Begierde, das Übel von sich zu entfernen, folgt; je größer das Übel, je schändlicher seine Ursache erscheint, desto heftiger der Zorn.

§. 112.

Diese verschiedenen Grade beim Entstehen, Wachsen und Abnehmen müssen genau durch die Geberdensprache bezeichnet werden, wenn Richtigkeit in ihr herrschen soll. Denn so wie jede Leidenschaft ihren eigenen Ton hat, so hat sie auch ihre eigene Geberde. Sie wird feurig mit dem Feurigen und ruhig mit dem Ruhigen.

§. 113.

So wie aber in der Wortsprache die einzelnen Wörter nur durch Verbindung zur Sprache erhoben wer-

den: so entsteht auch die Geberdensprache erst dann, wenn die einzelnen Geberden mit einander zu einem Ganzen verknüpft werden. Bei dieser Syntax ist Einheit ein wesentliches Erfoderniß. Das Auge darf also nicht weinen, wenn der Mund lacht; die Stirn nicht drohen, wenn das Gesicht freundlich ist; die Hände dürfen nicht spielen, wenn Stirn, Auge und Mund Kummer verkündigen; der Kopf darf nicht hängen, wenn das Gesicht hohe Freude ausdruckt.

§. 114.

Es scheint zwar, als wenn die richtige Verbindung der einzelnen Geberden keiner Regeln bedürfte, da schon die Natur selbst darauf hinführt. Dennoch aber bemerken wir, daß die Geberden = wie die Tonsprache nicht bei allen Menschen Wahrheit, Zierlichkeit und Anmuth hat. Manche heulen bei einer mäßigen Freude, verbinden mit dem Weinen der Betrübniß eine lachende oder lächerliche Geberde, zürnen wo sie Mitleid äußern wollen. Bei noch andern Menschen ist die Geberdensprache nichtssagend und unbestimmt; wieder bei andern hat sie Härte, Mangel des Zusammenhangs. Man schwächt, übertreibt und beleidigt den guten Geschmack.

§. 115.

Bei diesem Widerspruch zwischen Gefühlen und Geberden ist es durchaus nöthig, daß man gute Muster beobachte. Dieß geschieht theils dadurch, daß wir öfters handelnde Personen, als Redner und Schauspieler sehen, theils bei ausdrucksvollen Gemälden, in welchen Leidenschaften durch Stellung und Mienen der

gezeichneten Person dargestellt sind, verweilen, theils überhaupt den Menschen, wie er sich uns im gemeinen Leben in den verschiedenen Lagen und Umständen zeigt, beobachten. Mit dieser Beobachtung aber verbinde man noch folgende Bemerkungen, die unsre Aufmerksamkeit leiten können.

§. 116.

Bei dem Ausdrucke eines Gefühls sehe man dahin, daß man

1) das Unbestimmte und Ungefähre vermeide; man nehme also z. B. nicht bei dem Mitleiden eine Geberde an, die eben sowohl Verachtung oder Unwillen ausdruckt; bei der Stärke nicht eine solche, die eben sowohl Plumpheit; bei der Grazie oder Feinheit nicht solche, die eben sowohl Ziererei und Weichlichkeit anzeigt;

2) daß der Ausdruck dem Gefühle angemessen sey; also nichts zu viel, nichts zu wenig; nichts zu stark, nichts zu schwach.

§. 117.

Besonders beobachte man genau den Ausdruck des Grades eines Gefühls (§. 111.) Das Entstehen, Wachsen, Abnehmen der Leidenschaften muß eben so genau durch die Geberde als durch den Ton angegeben werden. Ist der Ausdruck zu schwach für den zu bezeichnenden Grad: so heißt er kalt; ist er zu stark, und druckt er also einen höhern Grad aus: so heißt er überspannt, übertrieben. Oft ist dieser hohe Grad gar nicht zu bezeichnen, da nicht jedes Gefühl bis zur höchsten Höhe steigt, sondern vielmehr schon wieder gleich nach seinem Entstehen verschwindet.

§. 118.

Nicht minder hat man auf die Übergänge der Gemüthszustände und Gefühle zu sehen. Die Erfahrung lehrt uns, daß, wenn gleich die Seele plötzlich aus einer Leidenschaft in die andere versetzt werden kann, doch weit gewöhnlicher nur sanfte und leichte Übergänge statt finden, z. B. von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Zorne zum Mitleiden. Indessen muß man hierbei wohl merken, daß

1) die Übergänge nach dem Temperamente und dem Charakter der Menschen verschieden sind. Bei einem feurigen Menschen z. B. ist alles schneller, bei einem phlegmatischen alles langsamer; auf einen Menschen von diesem Charakter macht dieß, auf einen von jenem Charakter etwas anderes stärkern und schwächern Eindruck;

2) daß die Übergänge auch leichter oder schwerer, schneller oder langsamer, nach der Verschiedenheit der Gefühle, sind. Solche Leidenschaften nämlich, die einen gleich schnellen oder gleich langsamen Gang haben, gehen leicht in einander über, die aber, deren Gang sehr ungleichartig ist, nur schwer. So ist z. B. ein leichter und geschwinder Übergang von Ungeduld zum Zorne, von Mitleid zur Liebe; schwer ist aber der Übergang von zärtlicher Liebe in lebhafte Freude, von Traurigkeit in Zorn.

§. 119.

Nicht alle Gefühle und Zustände aber sind gleich stark und natürlich zu bezeichnen. So wenig wir nämlich alles in der Wortsprache geradezu ausdrucken, eben

so wenig dürfen wir es in der Geberdensprache; wir müssen vielmehr in dieser wie in jener oft nur andeuten, darauf anspielen. Dieß ist allemal da der Fall, wo die Leidenschaft, wenn man sie natürlich, lebendig und wahr darstellen wollte, unangenehm, widrig, ekelhaft werden würde. So dürfen z. B. Neid, Zorn, Angst u. s. w. die schon an und für sich zum unangenehmen Ausdrucke hinneigen, nicht durch die Geberdensprache verstärkt werden; der Ausdruck derselben würde Häßlichkeit erzeugen und die schöne Darstellung hindern, nach welcher der Deklamator streben soll. Er muß das Unangenehme mildern aber nicht erhöhen, er muß verschönern und veredeln, nicht aber in das Widrige Schmutzige, Ekelhafte verfallen.

§. 120.

Alles also, was sowohl den sinnlichen als den moralisch guten Geschmack beleidigt, muß der Deklamator aus seiner Darstellung entfernen. Er darf nicht heulen, nicht toben, nicht bei Verachtung den Beleidiger anspeien oder die Zähne fletschen; nicht bei großer Freude wild umherspringen oder jauchzen, nicht bei Zorn die Erde stampfen oder bei Ärger mit den Zähnen knirschen. Alles dieß ist wider Schicklichkeit, Feinheit und Würde, und gehört nicht in die mimische Darstellung.

§. 121.

Die Foderungen, welche wir also an dem Deklamator als mimischen Darsteller machen, sind

1) in Hinsicht auf die Unterlassung, daß er

a) nichts bedeutende Bewegungen vermeide,

b)

b) nicht einen flachen, unglänzenden Vortrag habe;

c) nicht ins Unschickliche, Gemeine, Niedrige falle;

2) in Hinsicht auf die Ausübung, daß

a) sein Vortrag überall helles Licht, Klarheit, Bestimmtheit,

b) Mannigfaltigkeit und Abwechselung,

c) Angemessene Stärke, Kraft und Fülle,

d) Verbindung und leichten Übergang,

e) Würde und Schönheit habe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun zu den besondern Regeln über die Stellung des Körpers, die Bewegung der Hände und das Mienenspiel übergehen.

Zweites Hauptstück.

Besondere Regeln für die Geberdensprache.

Erstes Kapitel.

Von der Stellung und Haltung des Körpers oder dem Anstande.

§. 122.

Der Deklamator ist kein Schauspieler, der seinen Standort nach dem Charakter seiner Rolle verändert und seine Aktion mit langsamern oder raschern Bewegungen auf der Bühne begleitet. Vielmehr hat er, wie der Redner, nur einen sehr beschränkten Raum, auf den er die ganze Wirksamkeit seines Körpers einschränken muß.

§. 123.

Hieraus folgt, daß er auch nicht die volle Lebhaftigkeit, welche dem Schauspieler verstattet ist, äußern, und sich nicht solche Bewegungen und Stellungen des Körpers erlauben darf, welche seinem Charakter als Deklamator nicht angemessen sind.

§. 124.

Er trete auf in einer geraden, ungezwungenen, sich empfehlenden Stellung, mit einer Verbeugung, die weder Grobheit noch Kriecherei verräth, stehe nicht gekrümmt, nicht schief, weder mit ausgespreiteten noch steif zusammen gezwängten Beinen; sondern er fasse eine solche Stellung, in der sein Körper einen festen Standpunkt hat, um alle nöthigen Bewegungen auf eine leichte und sichere Art machen zu können.

§. 125.

Der Kopf hänge weder vor- noch seitwärts, denn das verräth Mangel an Welt, oder Muthlosigkeit oder Schwäche. Auch sei er nicht steif zurückgezogen, denn das zeugt von Stolz und Übermuth. Die Stellung seines Kopfs sei also gerade und ungezwungen, wie die des gemeinen Lebens.

§. 126.

Die Arme und Hände liegen in anständiger Ruhe, ohne Verlegenheit, wo man sie lassen soll, sonst verräth man Mangel an Bildung; kurz das ganze Auftreten sey von der Art, daß es den Deklamator empfehle, daß er gleich beim Erscheinen einen guten Eindruck mache.

§. 127.

Hat er nun einen festen Standpunkt gefaßt, so kann er in der beschriebenen Stellung leicht und sicher alle die Veränderungen seines Körpers vornehmen, welche der Inhalt seines zu deklamirenden Stücks von ihm fodert.

§. 128.

Es ist nämlich gar nicht nöthig, daß der Deklamator diejenige Lage, in welche er sich bei seinem Auftreten versetzte, beibehalten muß. Im Gegentheil hat er, wenn auch mit Einschränkung, die Freiheit, bald einen Fuß vorzusetzen, bald wieder zurück zu ziehen, bald den Körper nach den Zuhörern hin zu bewegen, bald wieder eine gerade Stellung anzunehmen, bald seitwärts, bald gerade aus sich hinzuwenden.

§. 129.

Diese Bewegungen sind aber keinesweges willkürlich, sondern werden jedesmal durch den Inhalt des Stücks bestimmt, das er vorträgt, und durch den Eindruck, den die verschiedenen Leidenschaften auf ihn selbst machen, und die er auch dem Zuhörer durch Ton und Geberde mittheilen will.

§. 130.

Wir stellen deshalb die Regel fest: daß die Lage und Stellung des Körpers, nebst allen seinen Bewegungen genau mit dem Charakter dessen, was der Deklamator ausdrucken will, übereinstimmen muß, und daß er nie eine solche Stellung annehmen darf, die unbedeutsam oder zweideutig ist, oder in Widerspruch mit Ton und Ausdruck steht.

§. 131.

Wenn also z. B. der Muth bezeichnet werden soll: so darf der Körper nicht kraftlos und abgespannt seyn; der Zustand der Ruhe wäre hier eben so fehlerhaft, als der zarte sanfte Ton der Liebe. Muth erfodert vielmehr eine feste Haltung, eine Anspannung aller Theile, so

wie Schwäche und Ohnmacht den Körper abmatten und ein allmähliges Erschlaffen und Sinken nothwendig machen.

§. 132.

Indessen versteht es sich schon von selbst, daß der Deklamator sich hier nicht den ganzen, vollen Ausdruck erlauben darf. (§. 123.) Er kann oft nur leise andeuten, nur Winke geben; so wie er denn nie eine solche Stellung, oder solche Bewegungen des Körpers annehmen kann, die seinem Charakter, als Deklamator nachtheilig und für die Würde seiner Zuhörer unschicklich seyn würden. Auch hier gilt, was als Grundsatz für alle schöne Künste gelten muß: man vermeide das Häßliche, mildere das Unangenehme, und veredle wo es nöthig ist.

Zweites Kapitel.

Von der Gestikulation oder den Bewegungen der Hände.

§. 133.

Wir nehmen hier das Wort Gestikulation in dem engern Sinne, und verstehen darunter bloß die Bewegungen und das Benehmen der Hände, als derjenigen Theile des Körpers, welche zum Ausdruck ganz vorzüglich beitragen, da sie die meisten und verschiedenartigsten Formen annehmen.

§. 134.

Die Bewegungen der Hände können mehr oder weniger bezeichnend seyn. Ist das letztere, so sind sie bloße unwillkürliche Zeichen der Thätigkeit, um den Worten Leben zu geben, und finden deshalb vorzüglich da statt, wo ein ruhiger, leidenschaftloser Vortrag keine bestimmte Aktion erfodert. Hierbei sind Freiheit, Leichtigkeit und zwangloses Wesen, so wie Abwechselung die vorzüglichsten Erfodernisse. Nur hüte man sich mit beiden Händen zu schnell und gleichsam in einem bestimmten Zeitmaaße abzuwechseln, weil sonst schläfrige Einförmigkeit entstehen, und die ganze Gestikulation charakterlos seyn würde.

§. 135.

Wichtiger sind diejenigen Bewegungen, welche den Inhalt der Rede darstellen und die Empfindungen ausdrucken, von welchen der Deklamator ergriffen wird. Hier gibt es der mannigfaltigen Formen so viele, daß der Deklamator sie nie alle erschöpfen kann. Er kann die Hände flach, halb und ganz offen oder geschlossen halten; er kann sie in der höhern, mittlern und niedern Region bewegen, und sie in diesen Räumen bald in gerader Linie, bald seitwärts, bald vor sich hin streichen lassen, bald sie nach sich ziehen, den Arm mehr oder weniger krümmen, drohend den Finger erheben u. s. w.; alle diese Bewegungen können rascher und langsamer gemacht, mit einer Hand oder mit beiden zugleich vorgenommen werden.

§. 136.

Bei diesen mannigfachen Formen der Hände kommt alles darauf an, zu wissen, wann und wie der De-

klamator sie gebrauchen soll? denn es würde eben so fehlerhaft seyn, wenn er zu viel als wenn er zu wenig bezeichnen oder seine Bezeichnung nicht dem Gegenstande selbst anpassen wollte.

§. 137.

Sehen wir 1) auf das wann? so läßt sich hier nur die allgemeine Regel festsetzen: der Deklamator versinnliche alles was wichtig ist, und was mit Anstand durch Zeichen der Hände versinnlicht werden kann. Dahin gehört

a) das, was den Begriff der körperlichen und geistigen Größe, wie der Kraft und der Stärke mit sich führt; z. B. Gebirge, Land, Meer, Gottheit, Himmel, Tempel, Sturm, Donner u. s. w.

b) das, was gewisse Empfindungen und Leidenschaften in uns hervorbringt, in welchem Falle der Deklamator durch seine Gestikulation zeigt, wie er von den Gegenständen, die auf ihn wirken, ergriffen wird; z. B. bei einem Gegenstand, der Furcht, Ekel, Widerwillen erzeugt, beugt sich der Körper zurück, das Gesicht wendet sich etwas seitwärts, die Hände ziehen sich gegen die Schultern oder bemühen sich den Gegenstand zu entfernen. Bei der Liebe, der zärtlichen Zuneigung beugt sich der Körper nach vorne hin, die Arme dehnen sich aus, man strebt, den Gegenstand zu umfassen.

§. 138.

Man hat aber bei dieser Bezeichnung darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Gestikulation weder früher noch später komme als die Empfindung in dem Dekla-

mator selbst entstehen konnte. Viele begehen den Fehler, daß sie sich mit der Bezeichnung eines Gegenstandes übereilen, so daß der Körper sich schon wieder in Ruhe befindet, wenn erst die Worte, welche die Bezeichnung nöthig machten, ausgesprochen werden; Andere, daß sie die Gestikulation den Worten nachschleppen lassen. Dadurch entsteht ein Widerspruch zwischen der Rede und der Gestikulation, und der Zuhörer bekommt die Empfindung, welche in ihm erweckt werden sollte, stückweise, halb oder gar nicht.

§. 139.

Fragen wir 2) wie der Deklamator seine Hände gebrauchen und in welche Formen er sie bringen soll? so hängt dieß ganz von dem Gegenstande ab, den er bezeichnen, von der Empfindung, die er ausdrucken will. So wie nämlich in der Deklamation jede Empfindung ihren eigenen Ton hat, so erfodert sie auch in der Mimik ihren eigenen Ausdruck der Hände. So verschieden also die Gemüthsstimmung und die Leidenschaften sind, so verschieden ist auch die Gestikulation.

§. 140.

Wir müssen daher für den mimischen Darsteller die Regel festsetzen: daß er jedesmal diejenige Bewegung wähle, welche als natürliches oder verabredetes Zeichen den Gegenstand und die Leidenschaft, die er ausdrucken will, am sichersten und deutlichsten bezeichnet, so daß nicht nur nie zwischen Rede und körperlichem Ausdruck ein Widerspruch entsteht, sondern daß auch bloß aus der Geberde schon der jedesmalige Gemüthszustand erkannt werden kann.

§. 141.

Ist also z. B. die Sehnsucht nach einem erwarteten Gegenstand zu bezeichnen, so werden die Hände ausgebreitet und dahin gerichtet, woher man den Gegenstand erwartet; ist Abscheu auszudrucken, so wendet man sich von dem Gegenstand mit abgekehrter Fläche der Hand; sind Herzlichkeit, Innigkeit die herrschenden Gefühle, so schmiegt sich die Hand zart an die Brust u. s. w. Eben so ist es bei der Mahlerei, wenn durch die Bewegung der Hände eine Sache sinnlich vorgestellt werden soll. Der Deklamator spricht z. B. die Stelle: der Reiche häuft Schätze auf Schätze, so druckt er dieß durch eine steigende Erhöhung der Hand aus.

§. 142.

Auch dazu wird nothwendig, wie bei der Deklamation (1. Abschnitt §. 70 — 71.), erfodert, daß der mimische Darsteller das Gedicht oder die Rede nach allen einzelnen Theilen zuvor sorgfältig durchdacht habe und in die Feinheiten des darzustellenden Stücks eingedrungen sey. Studium also muß der schönen und richtigen Darstellung vorangehen.

Drittes Kapitel.

Von dem Ausdrucke des Gesichts oder von der Mime.

§. 143.

Wir verstehen hier unter Mime den Ausdruck des Gesichts oder diejenigen Geberden und Bewegungen,

welche mit den Augen, der Stirn, den Wangen, dem Munde und der Nase vorgenommen werden.

§. 144.

Unter allen diesen Theilen sind die **Augen** zum Ausdruck am geschicktesten. Es gibt kein Gefühl, das nicht durch sie bezeichnet werden könnte, keinen Theil des Gesichts, der den Gemüthszustand richtiger und ausdrucksvoller darstellen könnte als sie. Sie glänzen in der Freude, sind trübe in der Traurigkeit; sie verrathen Bescheidenheit, Hochmuth, Grausamkeit, Mitleid, Überlegung, Zerstreuung, Leutseligkeit, Rachsucht; ihr Blick ist fest, gespannt, matt, stier, mild, schmachtend, stutzend, muthwillig, schwimmend, frei, niedergeschlagen, drohend; — kurz — in ihnen liegt die Seele des Menschen.

§. 145.

Es ist daher einer der größten Fehler des Deklamators, wenn er seine Augen nicht zu gebrauchen weiß, oder durch Schüchternheit verhindert wird, sie in die mannigfaltigen Richtungen zu bringen, welche der Inhalt seiner Rede erfodert. Eben so fehlerhaft aber ist es, wenn der Deklamator seinen Blick frech umher wirft, als wollte er alles beherrschen, oder ihn leichtsinnig umherschweifen läßt, als wollte er die Zuhörer mustern.

§. 146.

Er zeige vielmehr, wenn er auftritt, daß er weder stolz und von sich eingenommen, noch schüchtern und muthlos, noch ausgelassen freudig oder betrübt sey; sein Blick verrathe den bescheidenen, anständigen, freien, ernsten, gebildeten Mann, der seine Würde fühlt, aber

seinen Werth weder zu hoch noch zu gering anschlägt, und es weiß, daß, und welche Achtung er seinen Zuhörern schuldig ist.

§. 147.

Indessen wird damit nicht gesagt, daß der Blick des Deklamators beim Auftreten immer derselbe seyn müsse. Der ganze Ausdruck des Gesichts muß

1) dem Alter, Stande und Charakter des Deklamators angemessen seyn. Dem Jünglinge steht Bescheidenheit, dem Manne Festigkeit, dem Vornehmen Herablassung, dem Großen Würde am besten;

2) er muß auch mit dem Charakter des Stücks, das er vortragen will, übereinstimmen. Wer z. B. eine Trauerode deklamiren will, darf nicht mit einer Geberde kommen, als wenn er von einem sehr angenehmen Gegenstande reden oder ein frohes Lied vortragen wollte. Bald wird daher ein sanfter, ruhiger, bald ein trauriger, gerührter, bald ein leidenschaftlicher Ausdruck erfoderlich seyn.

§. 148.

Überdieß erfodert die Verschiedenheit des Inhalts selbst wieder manche Veränderungen der Augen. So wie nämlich die verschiedenen Empfindungen eines Stücks abwechseln, oder sich mit andern vermischen: so muß das Auge jedesmal die Empfindung richtig bezeichnen, und mit dem Ausdruck der Hände und des Tons genau übereinstimmen. Es würde unnatürlich und abgeschmackt seyn, mit der Stimme und den Geberden der Hand zu drohen, und mit dem Auge zu lachen, oder den Blick ruhen zu lassen, wo die Leidenschaft starke Bewegung erfodert.

§. 149.

Dasselbe läßt sich von dem Ausdruck der Stirn, der Lippen, der Nase und der Wangen sagen. Diese sind gleichsam dienende Gehülfen für die verschiedenen Bewegungen der Augen, und schmiegen sich mit ihnen in alle die Formen, welche jene nach dem jedesmaligen Charakter der Rede annehmen. Wir zeigen uns durch sie bald demüthig, bald drohend, bald unzufrieden, bald freudig, bald aufgeweckt, bald niedergeschlagen; wir hassen, verachten und lächeln, kurz: jede Empfindung, jede Bewegung unsres Innern druckt sich in ihnen und durch sie aus.

§. 150.

Indessen hat der Deklamator bei dem Gesichtsausdruck alle Behutsamkeit anzuwenden, daß er nicht eine solche Miene oder solche Züge in seinem Gesichte annehme, welche entweder ins Lächerliche fallen, oder einen widrigen Anblick gewähren, und also nicht nur die Empfindung des Zuhörers stören, sondern auch, indem sie den Deklamator entstellen, zugleich seine Würde beeinträchtigen würden.

§. 151.

Daraus folgt, daß gewisse Gefühle, die an und für sich schon einen starken und sinnlichen Eindruck befördern, nur schwach durch die Mienen angedeutet und nicht verstärkt, also so viel als möglich veredelt werden müssen. Überall, also auch hier, zeige sich der Deklamator nur als Darsteller der schönen Natur und verbinde mit Wahrheit und Treue auch Anmuth und Grazie.

§. 152.

Alle diese Regeln aber, sie mögen nun den deklamatorischen oder mimischen Ausdruck betreffen, werden nur dann richtig angewandt werden können, wenn der Deklamator (in so fern er nicht geradezu abließt) gut auswendig gelernt hat. Im entgegen gesetzten Falle wird er ängstlich auf seinen Vortrag denken müssen, und also seine Aufmerksamkeit von der Darstellung selbst ableiten, so daß er nicht nur seine eigene Empfindung und Theilnahme, sondern auch den Eindruck, den er bewirken wollte, verhindert. Denn dieselbe Verlegenheit, in welcher sich der Deklamator in dem Augenblicke der Darstellung befindet, theilt sich auch dem Zuhörer mit, der nun, statt mit seiner Empfindung dem Redner zu folgen, nur für ihn fürchten, statt auf die Sache, welche er vorträgt, zu achten, sich sorgend mit ihm selbst beschäfftigen muß.

Nach diesen Bemerkungen wollen wir noch an einigen Beispielen über die einstimmige Verbindung des deklamatorischen und mimischen Ausdrucks zeigen, welche Töne und Geberden die richtige und schöne Darstellung einzelner Gemüthsstimmungen und Leidenschaften erfodert. Dieß möge demjenigen, der sich dem Studium des körperlichen Ausdrucks mit Aufmerksamkeit widmet, eine Veranlassung werden, auch über die Äußerung anderer Leidenschaften und den richtigen Ausdruck derselben reiflicher nachzudenken.

Die Behauptung erfodert Festigkeit der Stimme, zuversichtliche Miene, flache, offene Hand; wird man

man von der Wichtigkeit der Sache eingenommen, so redet man lauter, volltöniger, feuriger, die Augen fangen an zu funkeln, die Bewegung der Hände wird heftiger, Stand und Stellung des Körpers werden oft verändert.

Der Beweis erfodert ernste Geberde, gesetzte und nachdrückliche Stimme; die Worte, in welchen die Beweiskraft liegt, werden mit besonderm Nachdruck hervorgehoben; man zählt auch wohl die Beweise an den Fingern auf.

Man führt zu Gemüthe, mit nachdrücklicher Stimme und ernster Geberde; die eine Hand bis in die Höhe der Brust aufgehoben, und der Zeigefinger und Daumen, oder jenen allein, aufgerichtet.

Man besteht auf seiner Meinung, starker, fester Ton, das, was die Meinung enthält, nachdrücklich gesprochen, und dabei mit dem Vorderfinger der rechten Hand mehrmals auf eine Stelle gestoßen.

Die **Frage**, bald verwundernd, bald heftig, bald spöttisch, mit verschiedenem hochschwebenden Tone, mit mehr oder weniger Feuer und Bewegung des Körpers, in verschiedenen Zeitmaaßen mit verschiedenem Benehmen der Hände.

Wir gestehen ein, wenn für uns, besonders für unsre Ehre, nichts Nachtheiliges darin liegt, mit Offenheit der Stirn und der Stimme; sonst aber mit etwas schwächerer Stimme, mit Ausdruck der Schaam oder der Reue, die Hand auf die Brust gelegt, die Achseln gezuckt, oder den Körper bei Senkung des Kopfs auf die Seite mit einem Seufzer zurückgezogen.

Wir leugnen und schlagen ab, indem wir den Kopf ein wenig hin und her bewegen, oder nur seitwärts drehen, als wendeten wir uns von dem Gegenstande weg. Die Hand wehret ab, die Stimme verräth Beharrlichkeit auf unserm Entschlusse.

Die **Versicherung** und das **Versprechen** drucken sich aus durch gesenkte, feste Stimme, durch ehrliche Geberde, mit dargebotener flacher Hand.

Die **Vertraulichkeit**, mit Hinneigen des Körpers und sanftem, vertraulichen Tone.

Das **Nachsinnen**, mit vorwärts gesenktem Kopfe, das Auge an die Erde geheftet, den Zeigefinger vor die Stirn gehoben.

Der **Scherz** fodert ein freundliches, heiteres Gesicht, ein schalkhaftes Auge, das mit Schärfe Seitenblicke wirft. Der Ton ist bald niedrig, gleich als ob's ehrlich gemeint wäre, bald hoch, wie bei der Lustigkeit und dem Spotte.

Der **Muth**, das **Vertrauen**, starke, gesetzte Stimme in lebhaftem Fortgange, heitere Stirn, offenes, nach oben gerichtetes Auge, ruhige, aber feurige Geberde.

Die **Hoffnung**, helle Stimme, lebhafte Bewegung, vergnügte Miene. Wir werden **heftig**; feuriges Gesicht, flammende Blicke, hohe Stimme, helle Aussprache, die Hand legt sich und springt plötzlich wieder auf.

Gefühl des eignen Werths, die Stimme wird voll, hochtönend, das Haupt erhebt sich, der ganze Körper zeigt Festigkeit und Größe, die Miene ist majestätisch oder lächelnd, der Blick verräth Geringschätzung dessen, was uns in diesem Gefühl stört.

Wir fühlen Überlegenheit und **befehlen**, rasche, kurz abgebrochene Sprache, Festigkeit der Stimme; ist

Verachtung dabei oder Zwang: so befehlen wir mit Kälte; ist Zorn dabei — mit Härte; ist heftige Begierde dabei — mit Feuer; ist Liebe oder Mitleid dabei — sanft.

Wir ermahnen, mit sanfter, ernster Stimme, in niedrigem Tone, langsamer Bewegung, mit bittendem Auge.

Wir betheuern, mit starker Stimme, die Hand auf die Brust gelegt, den Blick gen Himmel gerichtet; ist es frohe Unschuld, welche betheuert, — so zeigt sich die Miene ruhig lächelnd; ist es tief gefühlter Schmerz, — so wird das Auge trübe.

Man bittet, mit sanfter, halbgedämpfter Stimme, die Geberde weinerlich, das Auge ein wenig verengt, und auf den gerichtet, der die Bitte gewähren soll; die Hand, gleich als ob sie etwas haben wollte, hingestreckt. — Wird die Bitte heftig, so daß sie in **Verlangen** und **Sehnsucht** übergeht, so wird die Stimme stärker, die Sprache schneller, dringender, nachdrücklicher, die Bewegungen werden heftig, man will mit den Händen zugreifen. — Ist die Bitte mehr ein **Flehen**, so erfodert sie die Stimme und Geberde des Gebets.

Man fodert etwas als ein **Recht**, mit Festigkeit der Stimme, starker, nachdrücklicher, abwechselnd langsamer und steigend schneller Sprache, mit ernster Geberde, bei welcher starkes Gefühl, das im Hinterhalte liegt, aus den Augen blitzt, und eine Wolke von Zorn vor der Stirn aufsteigt und wieder verschwindet.

Wir freuen uns, Miene und Augen freundlich und klar, die Stimme hell, sanft und leicht, in gemäßigter

Stärke

Stärke voll munterer Kraft, in lebhafter, hüpfender, doch nicht heftiger Bewegung.

Wir **betrüben uns**, die Augenbranen sinken, die Stirn wird umwölkt, die Stimme schwächer, der Ton dumpf, die Rede langsam, die Bewegungen sind matt.

Wir **klagen**, das Auge bittet um Mitleid, die Stimme sinkt langsam, die Rede wird zuweilen von tieferm Athemholen unterbrochen, der Kopf gekrümmt, die Gestikulation kraftlos.

Wir **haben etwas vergessen, besinnen uns.** Die Miene druckt Verlegenheit und Nachdenken aus, die Augen sind bald zur Erde, bald aufwärts gerichtet, ohne einen festen Punkt zu fassen; man scheint etwas zu suchen, die Stirn ist umwölkt; zuweilen wird der Kopf geschüttelt; man stemmt die fünf an den Spitzen zusammengedrückten Finger der rechten Hand vor den Kopf, unterstützt auch wohl mit der linken den Ellbogen; der Ton ist abgerissen, langsam, gesenkt. Hat man gefunden, was man suchte, so brechen die Worte schnell hervor, der Körper hebt sich, wird angespannt, die Stirn wird heiter, das Auge lebhaft.

Man **zweifelt**, mit fragendem Tone, abgesetzt, mit verleugnender Miene, gezogener Schulter.

Man ist **verlegen**, Unruhe im Blick und im ganzen Körper, die Stimme etwas zitternd.

Man **fürchtet**, mit beklommener Brust, verhaltener Stimme, Bewegung des Körpers, als wollte man seinen Platz verlassen.

Wir werden **überrascht**, wir stutzen, weichen zurück; die Augen erweitern sich, der Blick wird starr, die Brust beklemmt, die Stimme macht eine lange Pause.

Wir verwundern uns, staunend, den Körper gleichsam verlängernd, den Kopf zurückgezogen, die Stimme wird stark, bald hoch, bald tief, die linke Hand wendet sich gegen die Brust, die rechte Hand sucht etwas zu ergreifen. Verwundert man sich über ein angenehmes Ereigniß, so ist die Bewegung lebhaft, die Stimme hell; wir schlagen die Hände zusammen, thun, als wollten wir den Zuhörer zum Zeugen und zum Mitgenuß auffordern. Ist das Ereigniß unangenehm, so wird die Miene ernsthaft finster, das Gesicht lang, die rechte Hand steigt in die Höhe und fällt schwer wieder herab. Bei einer leichtern Verwunderung wird die Geberde nur lebhafter, die Stimme verliert sich in den Ton, ei, ei! wer hätte das gedacht! Die Hand hebt sich flach in die Höhe.

Man erschrickt, der Körper fährt bebend oder starrend zurück, man schreit auf, die Rede stockt, der Athem wird kurz, die Arme sinken.

Man schämt sich, die Augen werden niedergeschlagen, man erröthet, seufzt, macht eine verlegene Bewegung mit der Hand vor die Augen, die Stimme wird schwach, die Sprache stotternd und langsam.

Man wird matt und erschöpft, der Körper, wie nach einer vorangegangenen heftigen Anstrengung verliert seine Spannung, Geberde und Handlung sind kraftlos, schwer, die Stimme schwach, langsam, das Auge trübe, zuweilen halb geschlossen.

Beispielsammlung.

Erste Abtheilung.

(Die mit größerer Schrift gedruckten Worte werden durch stärkern Druck der Stimme hervorgehoben, haben also den Redeaccent. Der Strich (—) bedeutet, daß man eine Pause machen soll, wenn auch kein grammatisches Zeichen vorhanden ist. Das doppelte Komma („) zeigt eine längere Haltung der grammatischen Pause an. Die Haltpause am Ende eines Verses, dessen Sinn erst in dem folgenden vollendet wird, ist durch einen Strich (|) angedeutet.)

I.

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich;
Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.

Des Pachters wilder Bube [1]) —
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde, | 2)
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede |
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bei der Herde |
Nun aufgenommen ward,
So fand es die Beschwerde |
Von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheren |
Wie andre nicht zu scheun:
Denn frühe Leiden lehren |
Einmal geduldig seyn.

In deiner Jugend übe | 3)
Geduld! Sie thut einst gut;
Vergib mit sanfter Liebe,
Wenn man dir Unrecht thut.

Tiedge.

Anmerkungen.

Der Ton, in welchem das Stück gesprochen seyn will, ist zart, sanft und ruhig fortfließend. Nur in einigen (hier angedeuteten) Stellen ändert sich die Stimme ab.

1) Mit etwas rascher und lebendiger Stimme.

2) Die Stelle zeigt von Überdruß und Gleichgültigkeit, daher in Ton und Geberde etwas nachläßig.

3) Langsam und bedeutungsvoll, gutmüthig zurechtweisend.

2.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich, [1]
So glatt, so glänzend und so weich,
Sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr, [2]
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind!
Sie lauert auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht;
Mein Rath ist gut gemeint.“

„Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht.“
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht: [3]
„O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht.“

Nun ging sie einstmals auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck; [4]
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule,, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach, rief's, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath gehört,
So litt' ich nicht den Tod!“ [5]
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speis'te sie
Zu ihrem Abendbrod.

Bertuch.

Anmerkungen.

1) Mit sanfter, zarter Stimme.

2) Mit warnendem Ton, gezogener Stirne und aufgehobenem Zeigefinger.

3) Altklug, die Worte leicht wegsprechend, das Gesicht in ein selbstgefälliges Lächeln verziehend.

4) In munterem, lustigem Ton.

5) Mit klagender Stimme.

3.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn auf's nächste Dorf, wo grade Kirchmeß 1) war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen. 2)
Wie vielmal bat er nicht den Vater, abzusteigen,
Und ihm bald dieß, bald jenes recht zu zeigen.
Bald sah er eine weite Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pyrenäen; 3)
Ihm waren Teiche — große Seen,
Ein Birkenbusch — ein ungeheurer Wald.

Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Pudelhund daher.
„Was ist das?" 4) sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.
Ach! 5) rief im Scherz der Vater, Sohn! ein Bär! ein Bär!

Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.
Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrein.

O, welcher Muth in scheinbaren Gefahren |
Für einen Knaben von acht Jahren!

Michaelis.

1) Kirchmesse, in der römischen Kirche die feierliche Messe, oder der öffentliche Gottesdienst, der jährlich zum Andenken der Einweihung der Kirche eines Orts gehalten wird, und die bei dieser Gelegenheit in der Gemeine üblichen Lustbarkeiten.

2) Diese Zeile wird, wie eine Parenthese, mit schwächeren Ton gesprochen.

3) Ein Gebirge an der Grenze von Spanien und Frankreich.

4) Neugierig aber doch betroffen.

5) Ach — des Todes seyn. Hastig, mit bänglicher Stimme, den Körper etwas zurückziehend.

4.

Der Blinde und der Lahme.

Der Eine helfe doch dem Andern,
So wird man auf der Unglücksbahn |
Viel leichter tragen, leichter wandern.
Was du dem Bruder Guts gethan,
Benimmt der eignen Last die Schwere.

So spricht Konfuzius. [1]) Folgt seiner goldnen Lehre
Und hört zugleich das Beispiel an,
Wodurch er sie dem Volk, das lieber sah als dachte,
Begreiflicher und fühlbar machte.

In einer Stadt von Indien |
Lebt einst ein Unglückspaar in Dürftigkeit und Leiden.
Der Eine kann nicht sehn, der Andre kann nicht gehn.
Der Reiche wird umsonst, umsonst der Tod — von Beiden |
Tagtäglich angefleht. Der Lahme, den die Gicht |
In allen Gliedern riß, liegt da auf offner Straße.
Man sieht ihn; man beklagt ihn nicht;
Und dieser harte Sinn setzt seinem Unglücksmaaße |
Noch neue Leiden zu. Der Blinde seinerseits |
Hat keinen Freund, der ihn begleitet,
Nicht einmal einen Hund, der treu ihn liebt und leitet.
Einst, wie er sich und sein beschwerlich Kreuz |
Auf einer Straße schleppt, hört er den Lahmen stöhnen.
Dieß rührt sein Herz; (im eignen Unglück weint |
Man leicht zu fremder Noth); [2]) er folgt den Klagetönen,
Tappt sich heran und spricht: Du, unbekannter Freund,
Hast deine Leiden, ich die meinen.
Wie, wenn wir sie, wie, wenn wir uns vereinen?
Zusammen trägt man minder schwer. —
„Ach Lieber," [3]) spricht zu ihm der Lahme, „wir sind beide,
Du blind, ich lahm, wo käm' uns Lindrung her?"
Woher? versetzt der Blinde, hör',
Ich habe, was Dir fehlt. Du das, woran ich leide;
Wir können uns von großem Nutzen seyn:
Sey du mein Aug' und ich dein Bein.
So, ohne lange nachzufragen, [4])
Wer sich den größten Dienst erzeigt,
(Denn Freundschaft macht ja alles gleich und leicht)
Wirst du mich leiten, ich dich tragen.

Catel nach Florian.

Anmerkungen.

Der Anfang dieser Fabel enthält die Moral, er muß daher auch in einem sanften belehrenden Tone gesprochen werden. Erst mit der zehnten Zeile beginnt die eigentliche Erzählung.

1) Konfuzius war ein Gesetzgeber und Sittenlehrer der Chineser in Asien, der ungefähr 550 Jahr vor Christi Geburt lebte.

2) im eignen Unglück weint 2c. ist eine Parenthese, die einen schwächern Ton erfodert; eben so die Parenthese vor dem letztern Verse.

3) Ach Lieber 2c. Mit diesen Worten fängt die Rede eines Andern an, sie muß also auch durch eine andere und zwar, dem Charakter der Stelle gemäß, mit einer leiseren, schwächern Stimme, in einem weinerlichen, zagenden Tone gesprochen werden.

4) So, ohne 2c. wird rasch gesprochen, wie bei einer Sache, worauf nichts ankommt.

Das ganze Stück verträgt keine starke Darstellung, denn es hat nur sanfte Gefühle; die Geberde ist daher eben so ruhig als der Ton, aus dem es vorgetragen wird.

5.

Die beiden Reisenden.

Gevatter Thomas und sein treuer |
Freund Michel — gingen über Land.
Auf halbem Wege liegt was Grünes in dem Sand.

Freund Thomas hebt es auf; es war ein schöner neuer
Verlorner Beutel; Gold darin,
Er steckt ihn ein, und mit vergnügtem Sinn —
Ruft Michel aus: die blanken Dreier
Sind doch für uns ein guter Fang. —
Für uns? spricht Thomas, großen Dank!
Für mich, Gevatter, sollt' ich meinen!
Der Andre schweigt, und beide gehen fort.
Sie kommen in den Wald, und dort —
Sehn sie erst einen Dieb, dann zwei, dann drei erscheinen.
Der arme Thomas fürchtet Mord,
Und zischelt Micheln in die Ohren:
Gevattersmann, wir sind verloren! 1)
Nicht wir: du ist das rechte Wort,
Spricht Michel und entwischt. Freund Thomas wird gefangen,
Und muß zu seinem Beutel langen.
Wer seinen Wohlstand nicht mit Andern theilt 2)
Hat keinen Freund, wenn Unglück ihn ereilt.

Catel nach Florian.

Anmerkungen.

1) **Gevattersmann** 2c. muß rasch und beängstigend, aber mit leiser Stimme gesprochen werden, als wenn es von den Umstehenden nicht gehört werden soll.

2) **Wer seinen Wohlstand** 2c. enthält die Lehre. Diese muß in einem ernsten, tiefen Tone, im Tone der Ermahnung, vorgetragen werden. Ist sie, wie hier, nur kurz, so ist es um so nöthiger, sie durch eine Pause von dem übrigen Ganzen zu trennen, weil sie sonst verschwinden und überhört werden würde.

6.

Der gute Reiche.

An einem Fluß, der rauschend schoß,
Ein armes Mädchen saß;
Aus ihrem blauen Äuglein floß |
Manch Thränchen in das Gras.

Sie wand aus Blümchen einen Strauß,
Und warf ihn in den Strom.
Ach, guter Vater! rief sie aus,
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein reicher Herr gegangen kam
Und sah des Mädchens Schmerz,
Sah ihre Thränen, ihren Gram |
Und dieß brach ihm das Herz.

Was fehlet, liebes Mädchen, Dir? [1]
Was trauerst Du so früh?
Sag Deiner Thränen Ursach mir;
Kann ich, so heb' ich sie.

Ach, lieber Herr, sprach sie und sah | [2]
Mit trübem Aug ihn an,
Sie sehn ein armes Mädchen da,
Dem Gott nur helfen kann.

Denn sehn Sie, jene Rasenbank |
Ist meiner Mutter Grab,
Und ach! vor wenig Tagen sank |
Mein Vater hier hinab.

Der wilde Strom riß ihn dahin;
Mein Bruder sah's und sprang |
Ihm nach — [3] da faßt der Strom auch ihn
Und ach! auch er ertrank.

Nun ich im Waisenhause bin,
Und wenn ich Rasttag hab',
Schlüpf ich zu diesem Flusse hin,
Und weine mich recht ab.

Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind, 4)
Ich will Dein Vater seyn.
Du hast ein Herz, das es verdient.
Du bist so fromm und fein.

Er that's und nahm sie in sein Haus,
Der gute reiche Mann;
Zog ihr die Trauerkleider aus,
Und zog ihr schönre an.

Sie aß an seinem Tisch und trank |
Aus seinem Becher satt. —
Du guter Reicher! habe Dank |
Für Deine edle That. 5)

C. F. Lossius.

Anmerkungen.

Das ganze Stück muß mit zarter Empfindung, im weinerlichen Tone, langsam und mit öfterem Unterbrechen der Stimme, als wäre die Rührung hinderlich, vorgetragen werden.

1) **Was** fehlet ꝛc. In diesem Verse spricht ein Anderer. Ton und Geberde bezeigen wehmüthige Theilnahme.

2) **Ach** lieber Herr ꝛc. Wird mit tiefer Wehmuth, sichtbarer Rührung im Auge gesprochen.

3) **Mein Bruder** sah's und **sprang** ihm nach. Hier fällt die Haltpause bei sprang weg, denn die ganze Stelle fodert schnelle Sprache und Entschlossenheit in der Bezeichnung. Mit **da** faßt ꝛc. wird die Stimme wieder leise, schwach, weinerlich.

4) Sollst nicht mehr weinen ꝛc. Mit festem Tone, wie wenn man Jemanden Muth einspricht.

5) Mit herzlichem Tone in ruhender Stimme.

7.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer hatte Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand — als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zahlt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.
Ein Jahr — und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er wohl Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? — Vielleicht. —
Doch nein! Der Schiffer kommt mit Eil.
Herr! ruft er, Glück und Fried' und Heil
Sey Euch; ich bin aus allen Schulden,
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt' euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.
O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen, [1])
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft — und kommt mit voller Hand zurücke.

Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glück verdank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig 2) Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Seegen.
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund, das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch, mache dich verdient um Andrer Wohlergehen,
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Gellert.

Anmerkungen.

1) O, spricht Philet, ich kann rc. Muß mit Befremden vorgetragen werden; man thut, als dächte man über etwas nach, schüttelt den Kopf, die Sprache ist langsam, wird aber rascher, je mehr der Zweifel in Gewißheit übergeht.

2) wieder funfzig. Beides wird betont; wieder darum, weil Philet dem Schiffer schon einmal etwas geliehen hat; funfzig, weil die Schuld das erste Mal hundert Gulden betrug. Der Dichter hätte freilich besser gethan, hundert Gulden zu sagen, so würden beide Wörter besser zusammen passen.

8.

Der Greis und die drei Jünglinge.

Ein achtzigjähr'ger Greis pflanzt einen Lindenbaum. —
Der Mann ist kindisch, noch am Rande |
Des Grabes pflanzen? Wie, wenn er noch baut'? und
kaum
Verdiente dieses Nachsicht. An Verstande
Trägt er nicht schwer. — So sprechen unter sich |
Drei Jünglinge, die ihn bei dieser Arbeit finden.
Der Eine redt ihn an: Ei, [1] guter Vater, sprich,
Du denkst wohl noch im Schatten dieser Linden |
Zu ruhn? Nicht wahr, du bist noch jung,
Und rechnest auf ein Patriarchenleben?
Pfui, schäme Dich, und denk an deine Wanderung,
Denk an dein Grab, und laß uns das Bestreben |
Nach Glück und Lust; laß' uns [2] das weite Reich |
Der Hoffnung und der Menschenfreuden. —
Ach! Kinder, spricht der Greis, ich will's euch nicht be-
neiden;
Allein es ist auch nicht einmal für euch. [1]
Wer kann auf Lebensjahre bauen?
Das Werk des Sekulums zerstört ein Augenblick.
Die Parzen zählen nicht [3]; sie folgen dem Geschick:
Ihr Eifer schwebt bald über meinem grauen,
Bald über eurem schwarzen Haar.
Wem wird zuerst von uns der Lebensfaden reißen?
Kann wohl ein Augenblick den zweiten uns verheißen?
Ich pflanzte diesen Baum; ich pflanzte ihn — fürwahr
Nicht für mich selbst, zum Schatten meiner Kinder;
Doch ist mein Glück dabei nicht minder,
Als kühlte mich schon diesen Augenblick |
Sein Schatten. Diesen Vorschmack, dieses Glück
Genieß' ich heut, vielleicht auch morgen,
Vielleicht noch dann, wenn ihr von allen Sorgen
Im Grabe ruht: so wenig rechne man
Auf eine Spanne seiner Lebensbahn. —

Er sprachs, und hatte Recht; denn von den dreien |
Ging Einer nach Amerika,
Und starb zur See; der Andre sah
Mars und Viktoria dem Helden Lorbeern streuen,
Und starb den Helden-Tod; der Dritte stürzt |
Von einem Baum — und kürzt |
Sein Leben selbst im Lenze seiner Jahre.

Catel nach Lafontaine.

Anmerkungen.

1) **Ei, guter Vater** 2c. bis **Patriarchenleben** muß mit höhnischem Tone gesprochen werden, der mit einem kleinen Lächeln begleitet wird.

2) **Laß uns** 2c. das uns und das darauf folgende **euch** müssen sehr scharf accentuirt werden, denn sie bilden einen Gegensatz.

3) **Die Parzen zählen nicht.** Die **Parzen** sind drei Schwestern, Klotho, Lachesis und Atropos, welche nach der Mythologie über Leben und Tod der Menschen zu gebieten hatten. Sie **zählen nicht**, heißt: sie sehen nicht auf die Zahl der Jahre, oder das Alter des Menschen; dieser muß sterben, wenn sie wollen.

9.

Die Stufenleiter.

Ein Sperling fing auf einem Ast |
Die fetteste Fliege. Weder Streben
Noch Jammern half, sie ward gefaßt.
Ach! rief sie flehend, laß mich leben! [1])
Nein, sprach der Mörder, du bist mein, [2])
Denn ich bin groß und du bist klein.

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus.
So leicht wird kaum ein Floh gefangen |
Als Junker Spatz. Gib, rief er aus,
Mich frei! Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein.

Ein Adler sah den Gauch, und schoß |
Auf ihn herab, und riß den Rücken
Ihm auf. Herr König, laß mich los, 3)
Rief er, du hackst mich ja in Stücken.
Nein, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein.

Er schmauste noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm durch die Brust geflogen,
Tirann, rief er dem Jäger zu, 4)
Warum ermordet mich dein Bogen?
Ei, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß nud du bist klein. 5)

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) **Ach! laß mich** 2c., wird im bittenden Jammertone gesprochen.

2) **Nein, du bist mein**, hart und barsch, mit ernstem Gesicht.

3) **Herr König** 2c., mit schreiendem Tone.

4) **Tirann, warum** 2c., aufgebracht, mit schnell herausfahrender Stimme.

5) Bei der vierfachen **Wiederholung** dieser Stelle kann der Ton auch einmal auf **ich** und **du** fallen. Auch kann eine Abwechselung bewirkt werden durch die Langsamkeit oder Schnelligkeit des Zeitmaaßes.

10.

Der Müller und sein Sohn.

Ein Müller und sein Sohn,
Der Eine ziemlich alt, der And're schon —
(Wofern ich's recht behalten habe)
Ein rascher funfzehnjährger Knabe,
Begaben sich einst früh zur nächsten Stadt,
Um ihren Esel zu verkaufen. —
Damit das Thier ein bessres Ansehn hat,
Soll es sich nicht ermüden und nicht laufen.
Sie binden ihm die Füße fest, sie hangen
Und tragen ihn an dicken Stangen,
Zu unterst mit dem Kopf, wie eine Glocke, fort.
Der erste, der sie sah, zersprang beinah vor Lachen.
Was diese Leute da, rief er, für Possen machen! [1])
Das nenn' ich Dummheit! Auf mein Wort,
Der größte Esel von den dreien
Ist nicht der mittelste! — Der Müller fühlt den Stich,
Bindt seinen Esel los, und Eselchen muß sich,
So sauer es ihm wird, das Gehn gefallen lassen.
Noch mehr: der Vater spricht zu seinem Sohn: sitz auf,
Ich folge dir zu Fuß. Er thuts, und bald darauf
Begegnen ihnen auf derselben Straße
Drei brave Bürger. Diesen fällt
Der Aufzug auf. Der ältste ruft dem Knaben
Von weitem zu: seht die verkehrte Welt,
Wo alte Leute gehn und junge Bursche traben!
Herunter [2]) von dem Thier, Musjeh!
Laß' jenen Graukopf auf, und du, mein Söhnchen, geh!
Der Müller spricht: gut, meine Herrn, es soll geschehen,
Er steiget auf; der Sohn muß ihm zur Seite gehen.
Nun, denkt er, wüßt' ich nicht, was noch zu tadeln sey. —
Er denkts; — drei Dirnen gehn vorbei.
Die eine spricht: der Alte sollte sich doch schämen, [3])
Das arme, schwache Kind zu Fuß mit sich zu nehmen.

Seht wie der Lümmel da auf seinem Esel sitzt,
Indeß das junge Blut sich fast zu Tode schwitzt,
Das faule Kalb dünkt sich, wer weiß, wie weise! —
Zum Kalbe bin ich viel zu alt,
Versetzt der Müller, kümmert euch um eure Reise,
Ihr naseweisen Dinger; und das bald,
Daß ich euch nicht die Wege weise. —
Nach vielen Widerreden meint der Müller doch,
Er habe Unrecht, und nimmt noch |
Den Knaben hinter sich. — Begegnet ihnen
Ein dritter Haufe. — Sind die Leute toll, 4)
Spricht einer mit bedenklich weisen Mienen,
Daß alle zwei zugleich ein Esel tragen soll?
Wie können sie das Vieh so überladen!
Sie sollten doch mit ihrem alten Kammeraden
Ein wenig Mitleid haben. Doch, sie mögen wohl | 5)
Sein Fell zu Markte bringen. — Gut,
Denkt hier der Müller, gut! den Menschen will ich sehen,
Der's aller Welt zu Danke thut.
Noch ein Versuch, und damit gut! —
Sie steigen beide ab, und gehen;
Der Esel trabt vor ihnen her.
Ein Quidam 6) kommt gegangen: — Seit wann ehr
(Fragt er laut lachend) ist es Sitte,
Daß Esel ohne Last leicht ihre Straße ziehn,
Indeß zu Fuß die Herren sich bemühn?
Ich dächte doch, wenn einer hier die Schritte |
Ersparen könnte, wär's der Esel nicht.
Die Leute sollten ihn in Gold und Silber fassen, 7)
Und unter Glas und Rahmen bringen lassen!
Sie reißen lieber ihre Schuh entzwei,
Damit der Esel ledig gehe.
Ein schönes Trio, meiner Treu,
Von Müllerthierchen! — Ich gestehe,
(Versetzt der Müller schnell) daß ich ein Esel bin;
Doch künftig mag die Welt mich loben, tadeln, richten,
Mag sprechen, schweigen, spotten, thun und dichten;

Mich kümmerts nicht,, ich thu nach meinem Sinn. — Er that es, und that recht.

Catel nach Lafontaine.

Anmerkungen.

1) Was diese Leute rc., mit Lachen und im verwundernden Tone gesprochen.

2) Herunter von dem Thier, Musjeh! Mit starker Stimme, im halb scheltenden Tone.

3) Der Alte sollte sich rc. bis weise. Unwillig und mit zornigem Gesichte.

4) Sind die Leute toll. Langsam, mit abgesetzter Stimme, verwundernd und lächelnd.

5) Doch sie mögen wohl rc., bitter und spottend.

6) Ein Quidam, ist ein lateinisches Wort, heißt ein Gewisser, Jemand.

7) Die Leute sollten ihn rc., mit ironischem Lächeln. Das folgende: ein schönes Trio, wird mit einer nickenden Kopfbewegung begleitet.

II.

Der Bauch und die Glieder.

Einstmals empörten sich die Glieder |
Des Körpers gegen ihren Bauch.
Auf! schrie der Mund, frisch auf, ihr Herren Brüder! 1)
Was dienen wir dem faulen Schlauch?
Herr Stomachus darf nur befehlen, 2)

Den Augenblick vollzieht
Sein hohes Wort ein jedes Glied.
Nein, sagt, warum wir uns so quälen, 3)
Daß wir des gnäd'gen Herren Appetit,
Mit unserm sauern Schweiße stillen,
Und einen trägen Ranzen füllen?
Laßt ab! wir wollen sehn, was aus ihm werden wird,
Sobald sich keines von uns rührt
Gedacht und auch geschehn! 4)
Die Hand — fing an zu sinken,
Der Fuß — nicht mehr zu gehn,
Der Mund — nicht mehr zu essen, noch zu trinken,
Kurz, die Maschine still zu stehn,
Der Magen mochte nun befehlen oder flehn. —
Allein wie bald ward den Empörern bange!
Denn die Geschichte währt' nicht lange,
So blieb dem Magen auch nichts zu verdauen mehr;
Es gab das Herz kein Blut mehr her,
Den Gliedern schwanden ihre Kräfte,
In Nerven trockneten die Säfte,
Kurz: jedes schrumpft' erbärmlich ein,
Und konnte kaum, vor Schwachheit schon halb todt,
Zu dem verengten Magen schrein:
„Wir sehn: es muß Befehl und auch Gehorsam seyn,
„Versage uns nicht dein Gebot,
„Wir wollen gern uns deinem Dienste weihn. 5)

Anmerkungen.

1) Auf, frisch auf ꝛc., muß mit Munterkeit und starker Stimme gesprochen werden; das Gesicht ist ernst, der Blick etwas finster.

2) Herr Stomachus ꝛc. Mit diesen Worten ändert sich der Ton und der Ausdruck des Gesichts; die Stimme wird etwas schwächer, der Ton ironisch, der Körper neigt sich in einigen kleinen Bewegungen.

3) Nein ꝛc. Hier strebt der Körper wieder empor, die Stimme nimmt ihre vorige Stärke an, wird polternd, und bei den Worten: laßt ab, wir wollen ꝛc. trotzig.

4) Gedacht und auch geschehn, bis zu Ende, mit abschwächender, sinkender Stimme.

5) Demüthig und bittend.

12.

Der Kettenhund und der Pudel.

Der Kettenhund.

Verwegner! wagst du dich an meine Knochen?
Kennst du den tapfern Philax nicht,
Der manchem schon das Bein zerbrochen,
Der Stier und Wolf besiegt, durch Räuberbanden bricht?
Willst du den Augenblick mir alles liegen lassen?
Fort! gehe deiner Straßen!
Entflieh! ich rathe dir's, 1)

Der Pudel.

So komm und räche dich!
Dein Lärmen ist mir gar nicht fürchterlich.

Der Kettenhund.

Wenn diese Kette nur nicht wäre,
Nichtswürdiger! — — —

Der Pudel.

Ja! wenn die Kette nur nicht wäre! 2)

Willamow.

Anmerkungen.

1) Die ganze Rede des Kettenhundes erfodert einen

polternden, scheltenden Ton; anfangs mit Stolz gemischt, nachher bloß drohend.

2) Ja, wenn etc., spöttisch, lächelnd und mit langsamer Bewegung des Kopfs.

13.

Der beste König.

Der Thiere König starb. Man eilt
Zur Wahl, hält Reden, streitet, macht Parteien, [1]
Am Ende wählt man unter zweien,
Den Löwen und den Hirsch. Die Stimmen sind getheit:
Der Eine, sagt man hier, ist gütig von Gemüthe:
Der Andre, sagt man dort, ist stark und schützt das Reich.
Der Urang Utang spricht: ich riethe
Zum Elephanten euch.
An Stärke gleichet er dem Löwen, und an Güte
Ist er dem Hirsche gleich.

Beglücktes Land, [2] worin ein Fürst regieret,
Der huldreich ist und Frieden liebt!
Und wenn ein Feind Gewalt verübt
Sein Heer voll Muth zum Streit und Siege führet.

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) Hält Reden, streitet, macht Parteien, muß mit steigender Stimme gesprochen werden.

2) Beglücktes Land, froher Ausruf, das Auge glänzt, über das ganze Gesicht verbreitet sich stille Heiterkeit.

14.

Der Paradiesvogel.

Ein Vogel, von dem Paradies |
Hat er, Gott weiß warum, [1]) den Namen,
Gerieth dem Pater Aloys,
(Zu dem viel fromme Seelen kamen,)
Auf seinem frommen Ritterzug
Nach Coromandel, in die Hände.
Der Pater konnte nicht genug |
Das seltene Geschöpf beschauen.
Entzückt rief er ihm endlich zu:
Du, dessen Ahnen einst in Eden 2)
Mit Adam hausten, hörest du
Nicht manchen Greis noch von ihm reden?
„Ach nein," 3) versetzt das gute Thier,
Ist nichts durch Überlieferungen
Aus jener Zeit zu euch gedrungen?
„Kein Wort." 4) — Du willst, gesteh es mir,
Mich durch Verstellung bloß bethören! —
„Nein, warlich nein, das kann ich schwören." 5) —
Wie dumm! rief der beschorne Held. 6)
Uns ist es leicht, den frommen Seelen,
Aus jedem Theil der andern Welt,
Stets etwas Neues zu erzählen.

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) **Gott weiß warum**, rasch, als wenn nichts darauf ankäme. — Die Worte: **Von dem Paradies** bis — **Namen**, sind als Parenthese zu betrachten, erfodern also einen andern Ton.

2) **Du, dessen Ahnen** ꝛc., mit Pathos.

3) **Ach nein**, schwach und schüchtern. Eben so

4) **Kein Wort**, und

5) Nein warlich ꝛc., letzteres noch mit einem ehrlichen Gesicht und einem treuherzigen Tone.

6) Wie dumm ꝛc. Mit Heftigkeit, das Gesicht wird zürnend.

15.

Lohn der Lügen.

Helft, Brüder, helft! der Wolf hat schon ein Schaf im Rachen: [1])
So rief ein junger Hirt, sich eine Lust zu machen.
Wenn nun das Hirtenvolk herbeigelaufen war,
Dann rief er: Geht zur Ruh, es hat noch nicht Gefahr; [2])
Ich habe nur versucht, ob ihr auch wachsam wäret.
Als er nun ihre Hülfe wirklich einst begehret
Und keinen Scherz mehr trieb, indem vom Wolf ein Stück
Schon hingewürget war, da blieben sie zurück,
Wie laut er immer schrie. — Nun ward der Narr erst inne,
Wie thöricht er gethan; nun kam ihm erst zu Sinne
Das Sprichwort, daß man dem, der einmal Lügen liebt,
Auch wenn er Wahrheit spricht, nicht leichtlich Glauben gibt.

Ramlers Fabellese.

Anmerkungen.

1) Helft ꝛc., mit starker, ängstlich rufender Stimme.

2) Geht zur Ruh ꝛc., langsam, mit kaltem Tone, die rechte Hand bis an die Schulter gehoben und eine wegweisende Bewegung gemacht.

16.

Der Löwe und das Lamm.

Lamm wehr' dich oder stirb! [1])
Ach, ich mich wehren? [2])
Mir gab, du weißt's ja, die Natur
Nicht Waffen, gab mir Unschuld nur.

An deine Unschuld werd' ich mich nicht kehren. [3]) —
Thu' was du willst, ich kann's nicht wehren; [4])
Nur leiden kann ich, fromm und still,
Wenn Unschuld mir nicht helfen will.

Gefällst mir Lamm, mit deinem frommen Muth! [5])
Sollst leben! Sieh', es reut mich meine Wuth.
Wer schwacher Unschuld Leides thut,
In dessen Adern fließt fürwahr kein edles Blut.
Geh, frommes Lamm, und bleibe ferner gut.

Anmerkungen.

1) **Lamm, wehr' dich** ꝛc. Anfahrend, mit vorgestreckter Rechte, den Zeigefinger auf die Erde gerichtet.

2) **Ach, ich mich** ꝛc. Mit schwacher Stimme, im weinerlichen Tone und mit bittender Geberde.

3) **An deine** ꝛc. Mit dem Tone wie Nr. 1.

4) **Thu' was du** ꝛc. Gelassen, mit leiser Bewegung des Hauptes und der Schultern.

5) **Gefällst mir** ꝛc. Nachlassend, im Mittelton, Großmuth mit Theilnahme vermischt; der Schluß: **geh, frommes Lamm** ꝛc., herzlich, mit segnender Geberde.

17.

Der bestrafte eingebildete Sohn.

Im ersten halben Jahr und schon |
Ganz voll Philosophie,
Kam Fritz, der hoffnungsvolle Sohn,
Von der Akademie.

Kaum kommt er in der Eltern Haus,
Kramt der gelehrte Mann
Bei Tisch der Weisheit Schätze aus,
Und zeiget was er kann.

Gelt, spricht er, werthster Herr Papa, [1])
Sie sagen: es sind zwei |
Gebratne junge Hühnchen da,
Ich aber [2]) — es sind drei.

Atqui es sind zwei Braten hier, [3])
Und eins steckt ja in zwei;
Ergo, so zeigt die Logik mir,
Sind auch der Braten drei.

Recht so, versetzt der Herr Papa, [4])
Gott segne dein Bemühn!
Ich nehme den, den die Mama,
Nimm du den dritten hin.

Anmerkungen.

1) **Gelt** 2c., mit einer gewissen Wichtigkeit, die Stimme langsam, der Ton tief. — **Gelt** ist ein Empfindungslaut.

2) **Ich aber.** — Hier eine längere Pause. Die Stimme verweilt auf dem Worte ich.

3) Atqui 2c., mit erhobenem Zeigefinger, wie wenn man etwas beweisen will.

4) **Recht so**, mit vorgestreckter, umgewandter Hand, wie wenn man Jemanden auf die Schulter klopft, um ihm beizupflichten; der Ton ironisch.

18.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken |
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast |
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir! 1)

Was helfen! sagt der grobe Gaul, 2)
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu! — Ich sterbe, liebes Pferd, 3)
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär ein Spiel für dich!
Ich will nicht, 4) sprach das Pferd.

Kurz, unter dem zu schweren Sack |
Erlag der Esel. Sack und Pack |
Lud man sogleich dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim.

Anmerkungen.

1) **Hilf, liebes Pferdchen** 2c., bittend, mit liebkosendem Tone.

2) **Was helfen** 2c. Verachtend, mit scheltender Stimme.

3) **Ich sterbe** 2c. Jammernd, mit schreiendem Tone, wie wenn man um Hülfe ruft.

4) Ich will nicht. Unwillig und rasch weggesprochen.

19.

Der Mops und der Mond.

Es war einmal ein dummer fetter Mops,
Der ging, wie Möpse gehn, auf allen Vieren,
Bei hellem Mondschein einst spatzieren.
Da kam ein Graben in die Queer und — hops!
Sprang euch der dumme fette Mops —
Hinüber meint ihr? — Nein,
Er sprang zu kurz und fiel hinein,
Gestürzt von seiner schweren Masse.
Doch als er glücklich der Gefahr
Noch dieses Mal entronnen war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da ein Schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Was meint ihr wohl? — dem Monde gelten,
Und der hat ihm doch nichts gethan. 1)
Er schalt ihn aber: Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel und so weiter. 2)
Warum? — Mops glaubt', des Mondes sanftes Licht
Sey Schuld an seinem Fall, und war's doch nicht.
Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein, sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als ging's ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem, wie männiglich bekannt,
Noch immer Mond — nie Ochs genannt.

Anmerkungen.

Das ganze Stück erfodert einen muntern Ton und eine leichte Geberde.

1) Und der hat rc. mit leiser, sanfter Stimme, ruhige Heiterkeit im Gesichte. — Eben so das folgende: und war's doch nicht.

2) Bärenhäuter rc. Diese Schimpfreden werden zwar mit zornigem Ton und zorniger Geberde, doch gemäßigt gesprochen, um das Widrige in der Darstellung zu vermeiden, da schon der Ausdruck selbst stark genug ist.

20.

Der Esel und die drei Herren.

Ein armer Bauer wollte sterben; 1)
Drei Söhne standen um ihn her.
Ach! meine Kinder, seufzet er,
Ich hinterlaß' euch nichts zu erben
Als meinen Esel, der mir treu |
Gedienet hat; besitzt ihn künftig alle drei.
Der brauch ihn heute, jener morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.

Der Vater stirbt. Der älteste der Brüder muß |
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grauthier traben.
An Futter nichts, an Schlägen Überfluß.
Mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen zu ernähren; 2)
Der Esel kann der Kost auf heute wohl entbehren.

Der zweite kommt, und holt den müden Gaul,
Da kaum die Nacht entwichen.
„Haha! Das Fressen macht ihn faul,
„Der Bruder hat ihn voll gestrichen.
„Geduld! Ein Tag ist bald vorbei."
Und wieder Knittel ohne Heu.

Den dritten Tag die alte Leier:
„Du ließest dir's zu wohl bei meinen Brüdern seyn;
„Ich halte dir die Krippe rein,
„Und spare mir den halben Dreier;
„Ein wenig fasten ist gesund.
„Ich merke schon, du wirst zu rund.“ —
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letzten Mal, und reget sich nie wieder.
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder! 3)

Ramlers Fabellese.

Anmerkungen.

1) Ein armer Bauer bis — versorgen. Im erzählenden Tone, langsam und schwach.

2) Mein Bruder ꝛc. Die Reden der Brüder erfodern jedesmal einen andern Ton.

3) Nun theilt ꝛc. mit spöttischem Tone.

21.

Das Schicksal.

Als Moses eines Berges Gipfel einst betrat,
Und Gott von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größ're Kenntniß bat,
Da ward ihm der Befehl: er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab in's Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat |
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Herde |
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn — und entwich;

Worauf nach eben dieser Stelle |
Ein Greis — gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden, *)
Der Alte fleht und weint, der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zu Erden;
Doch — eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss', es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub davon getragen.

Gellert.

Anmerkungen.

In der ersten Hälfte dieser Erzählung ist der Ton im Ganzen nur einfach, und hebt sich nur selten.

*) Die Stelle, in welcher der Alte spricht, erfodert eine langsame, feierliche Sprache und einen gemäßigten Ton; dagegen die Ausdrücke flucht und droht geschwind und mit Heftigkeit gesprochen werden müssen.

22.

Diogen und der Bettler.

Der weise Diogen (der Till
Der Philosophen [1]) thronte still |
Und sorgenlos in seiner Tonne. [2])

Ein

Ein krummer Bettler von Athen
Trat höhnisch vor ihn hin. — „Freund, geh mir aus der Sonne,
Die Welt ist groß“ 3) sprach Diogen.
Der Sanskulotte 4) schwingt die Krücke.
„Meinst du ich sey ein Narr, wie Philipps Sohn?“ 5)
Versetzt er, schlägt das Faß in Stücke,
Und zieht dann im Triumph davon.
Der Weise regte keinen Finger; 6)
Er sah halb lachend halb betrübt
Die Trümmer an und sprach: Ich sehe wohl, es gibt
Was ärgers noch als Weltbezwinger. 7)

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) Der Till 2c. mit schwächerer Stimme.

2) Thronte still und sorgenlos 2c. mit Ruhe und langsamer Sprache.

3) Freund, geh' mir; mehr ruhig auffodernd als befehlend.

4) Sanskulotte, eigentlich Ohnehose; es wird darunter ein Mensch verstanden, der bettelarm und doch dabei anmaßend und ungestüm ist.

5) Meinst du 2c. Barsch im Ton und in der Miene. — Philipps Sohn ist Alexander der Große, der dem Diogenes aus der Sonne ging.

6) Der Weise regte 2c. mit Ruhe und Gelassenheit.

7) Ich sehe wohl — bis Weltbezwinger, bedeutsam und mit gutmüthigem Spott.

23.

Das Schaf.

Ein Fleischer riß ein Lamm im Schlaf | 1)
Vom Euter seiner frommen Amme.
Grausamer! ächzt das bange Schaf, 2)
Stoß ungetrennt von meinem Lamme,
Auch mir dein Messer in das Herz.
Nein, rief der Mann mit bittrem Scherz, 3)
Ich muß dich erst noch fetter machen.
Du mich? erwiedert mit dem Schmerz | 4)
Der Niobe die arme Mutter,
Das wirst du nicht. Von nun aß |
Sie keinen Halm von ihrem Futter,
Und trank nicht mehr. Der Fleischer sah's,
Und trieb sie schon am vierten Tage
Zur Würgbank: lieber schlacht ich dich
Als daß ich dich zum Schinder trage,
Sprach er. — Da siehst du's, Wüterich, 5)
Versetzt das Schaf mit kalter Seele,
Es ist auf Erden kein Tyrann,
So mächtig, daß er dem befehle,
Der sterben will und sterben kann.

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) Ein Fleischer riß ꝛc., mit steigend starker Stimme, die Rede ist schnell.

2) Grausamer, stoß ꝛc. Zorn und Bangigkeit vermischt, die Stimme wird zitternd, der Ton weinerlich, die Miene zeigt Traurigkeit und Zorn.

3) Nein, ich muß ꝛc., spottend, der Ton ist hoch, mit bedeutsamen Blick und einem höhnischen Lächeln.

4) Du mich? das wirst du nicht. Spöttische Verachtung mit verbissenem Zorn; die Frage ist langsam, das Auge scheint den Gegenstand zu messen, auf den Wangen zeigt sich ein bitteres Lächeln; mit dem Schluß (das wirst du nicht) wird die Rede rascher, die Stimme fest und nachdrucksvoll. — Die Niobe hatte nach der Mythologie die Latona verachtet. Diese rächte sich dadurch, daß sie die Kinder der Niobe durch den Apoll und die Diana umbringen ließ.

5) Da siehst du's ꝛc., mit verachtender Kälte gegen die Tyrannei und mit einem gewissen Selbstgefühl; der Körper hebt sich, man wirft die rechte Hand seitwärts, der Ton wird tiefer, die Rede langsamer, die Geberde gelassener.

24.

Die Fliege und der Hengst.

Auf einer Deichsel saß gebietrisch eine Fliege,
Und rief dem Hengst, der langsam trabte, zu:
Langsames Thier; wie ziehst denn du? [1])
Fahr hurtiger! sonst fürchte eine Fliege,
Die manchen Gaul, der sie entehrt,
Die Ehrfurcht durch den Schmerz gelehrt.
Schweig! rief das Roß, vor deinem Dräuen ! [2])
Wird nicht ein Bauerpferd sich scheuen.
Nur der, der dort die Peitsche führt,
Und den beschäumten Zaum an meinem Hals regiert,
Den fürcht' ich, niemals dich. Er wird am besten wissen,
Wenn Pferde langsam gehn und galoppiren müssen.

Wenn ein Poltron dir Schwert und Feuer dräut, 3)
So lache Freund, und folge deinen Pflichten.
Er schweigt beschämt, und rühmlich wird die Zeit
Dich nur nach deinen Thaten richten.

Michaelis.

Anmerkungen.

1) Langsames Thier rc. Mit scheltend rascher Stimme, die Geberde ist drohend.

2) Schweig! vor deinem rc. Verweisend, aber mit Verachtung und Stolz.

3) Ruhe im Ton, und Gelassenheit in den Mienen.

25.

Der Bischof und der Bettelknabe.

Einst geht ein Bischof durch die Stadt,
Als sich ein Bettelbub ihm naht,
Der tief mit abgezognem Hut
Ihn anspricht: Herr, seyn sie so gut,
(Bis an den Hals steck' ich in Schulden)
Und schenken sie mir einen Gulden
Zu diesem lieben neuen Jahr;
Das wär' ein christlich Werk, fürwahr.
Was! schreit der Bischof eifersvoll,
Ich glaube, Junge, du bist toll.
Ein Gulden bei so schlechter Zeit
Ist warlich keine Kleinigkeit! —
Nun, Herr, fällt ihm der Bettler ein,
So mögen es acht Groschen seyn.
Nichts, nichts! versetzt der Bischof drauf:
Geh' fort, und halte mich nicht auf! —
Ihr Gnaden! einen Groschen dann.

Fort, fort! auch den nicht. — Nun, wohlan,
Sie sehn, wie ich mich handeln lasse.
Ein Hellerchen. — Geh' deiner Straße!
Nichts, gar nichts, hörst du? — Das ist arg!
Doch sind Sie mit dem Gelde karg,
So lassen sie sich nur bewegen,
Und geben mir bloß ihren Segen.
Den sollst du haben, lieber Sohn. 1)
Erwiederte mit süßem Ton
Der Geistliche: Knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir!
Nein! sprach der Bube gar verwegen, 2)
Behalten Sie nur Ihren Segen,
Ich hab' ihn allzuschnell begehrt;
Denn wär' er einen Heller werth,
Hochwürd'ger Herr, Sie gäben ihn
Gewiß nicht so gutwillig hin.

Pfeffel.

Anmerkungen.

Der Ton des Bettlers ist zudringlich bittend; der des Bischofs barsch und verweisend.

1) **Den sollst du haben** 2c. Mit dieser Stelle wird der Bischof sanft; sie muß also mit Ruhe und einer gewissen Feierlichkeit gesprochen werden. Da indessen die Bereitwilligkeit des Bischofs beim Segen einen starken Abstich von seiner Weigerung zu geben macht: so muß sich dem ruhigen Tone etwas Schalkhaftes und Spöttisches beimischen.

2) **Nein, behalten Sie** 2c., trotzend und spöttisch.

26.

Der Tod und seine Kandidaten.

Der Erde mächtigster Despot, —
Nicht Hindostans, nicht Stambuls Kaiser —
Der Fürst der Mitternacht, der Tod,
Versammelte die beiden Häuser
Von seinem schwarzen Parlament.
Nach einem kurzen Kompliment
Sprach er: Es fehlet unsern Staaten
Jetzt ein Vezier: Wer unser Reich
Am meisten mehrt, dem will ich gleich
Das Amt verleihn. Ihr Kandidaten,
Wer ihr auch seid, herbei! — Er schwieg.
Die Gicht, das Fieber und der Krieg —
Verrannten sich den Weg und traten
Mit des Verdienstes edelm Stolz
Vor seinen Thron von Ebenholz.
Ich bin, sprach Jeder, unter Allen [1]
Der treuste deiner Kronvasallen.
Der Erdball und das Schattenland
Bezeugen es. — Der Sultan blickte
Sie huldreich an. Der Reichstag fand
Die Auswahl schwer. Nach ihnen rückte
Die bleiche Pest aus ihrem Sitz.
Monarch! rief sie mit bitterm Witz,
Ich will mir selbst nicht Weihrauch streuen:
Mein Lob steht in den Litaneyen.
Der König sprach: dieß hebt den Streit!
Und wollte, voll Zufriedenheit,
Das Ehrenamt der Pest verleihen,
Als sich ein fremder Postulant,
Ein Doktor in der Heilkunst, nahte.
Sir, sprach er, dir und deinem Rathe
Ist mein Verdienst schon längst bekannt.
Von meinem glücklichen Talente

Enthält der Kirchhof und dein Staat
Schon manches hundert Monumente. —
Indem der Fürst mit dem Senat
Den Antrag reiflich überdachte,
Erschien ein neuer Kandidat,
Der allem Zwist ein Ende machte.
Er sah bisher nur an der Thür
Den seltnen Rangstreit an und lachte.
Nun trat er vor und sagte: Sir!
Bist du gerecht, so wirst du mir |
Gewiß das Erzamt zuerkennen;
Denn alle diese Prahler hier 2)
Sind Pfuscher gegen mich zu nennen.
Dir lodert stets mein Brandaltar;
Dir weih' ich jeden Tag zum Feste;
Du bist es, dem ich jedes Jahr
Ein Dutzend Hekatomben mäste. —
Ei, rief der Schach, so sage doch,
Wer bist du, Fremdling? Sir — ein Koch.

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) **Ich bin der treuste** ꝛc., prahlend, zwar mit etwas gebeugter Stellung, als Zeichen der Abhängigkeit und des Gehorsams gegen den Tod, aber doch mit stolzem Selbstgefühl.

2) **Denn alle diese** ꝛc., mit verächtlichem Seitenblick. Vor dem Schluß: ein Koch, ist eine längere Pause nöthig, um die Erwartung zu spannen.

27.

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth;
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte:
So hatt' er täglich doch mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die größte Kleinigkeit. 1)

Dann klagt' er dem Papa sein Leid;
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen.
Ich bin gleich außer mir und kann mich dann nicht fassen. 2)
„Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg' ich dir.“ 3)

Er ließ ihn lange warten,
Sehr lange —. Fritzen schmerzt' es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen;
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
Da war er froh und freundlich als ein Sohn.

„Nun, Kinder, macht ein Spiel auf eurer Kegelbahn!“ — 4)
Das Spiel stand Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen,
Das gab den Andern was zu lachen.
Und gleich war Zorn und Eifer da.

Das Spiel ging an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt,
Doch dießmal aus Respekt für den Papa
Verbiß er seinen Zorn und zwang sich mit zu scherzen;

Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.

Wie kam's? fragt' ihn hernach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen,
Aus Liebe gegen mich? — Recht wohl, nun siehst du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen,
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich es sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht? 5)

Brückner.

Anmerkungen.

1) Im erzählenden Tone.

2) Die Worte des Knaben halb weinerlich und unwillig klagend.

3) Die Worte des Vaters sanft ermunternd und zuredend.

4) Auffodernd, im muntern Ton.

5) Die Rede des Vaters wie Nr. 3, nur noch in einem langsamern Zeitmaaß.

28.

Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als sie von einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab

Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen, *)
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing Einer an, gehst du bergan so froh? *)
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so. *)
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir dann der Scherz;
Allein wenn ich Berganwärts gehe: *)
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lerne, klug wie Eulenspiegel seyn,
Im Unglück gern an's Glück, im Glück an's *Unglück* denken.

Gellert.

Anmerkung.

Bei den mit einem Sternchen bezeichneten Stellen findet eine Abweichung von einer bekannten grammatischen Regel statt. Nach dieser nämlich wird in Zusammensetzungen (mit wenigen Ausnahmen) die erste Hälfte der Zusammensetzung betont. So sprechen wir z. B. Schreibpapier, **Tintefaß**, **gutmüthig**, **rechthaberisch**, also müßte es auch heißen: **Bergan** und **Bergunter**. Allein die grammatische Betonung muß hier der rednerischen weichen, da es darauf ankommt, die Gegensätze *an* und *unter* herauszuheben.

29.
Helmuth.

Helmuth war ein Friedensstörer
Und that selten seine Pflicht;
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: sprich du nur! und — lachte. 1)

Widerspenstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt, selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer,
Aber leider! nur nicht besser; 2)

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: du kommst nimmer,
Glaub's, auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trifft dich, denk' nur dran, die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich dich mit Thränen:
„Helmuth, beßre dich, denn ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach.“
Statt gerührt zurück zu schaudern,
Denkt er: laß den Murrkopf plaudern. 3)

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr.
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich' — im Wald umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;

Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
„Heda! seht, hier steh' ich, Brüder!“ 4)
Rief er von der Eiche nieder.

Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt ich irgend einen Streich:
„Helmuth! Helmuth! du kommst nimmer= | 5)
mehr auf einen grünen Zweig!“
Jetzt brächt' ich ihn wohl zum Schweigen,
Säh' er mich hier auf den Zweigen, 6)

Und befänd' er mich ganz munter. —
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's„ und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden |
Alle, welche unten standen.

Tiedge.

Anmerkungen.

Der Vortrag dieses Stücks erfodert den Ton der ernsten Theilnahme, der weder in das Weinerliche noch in das Lustige fällt.

1) Sprache des Leichtsinns, der nichts gehörig beachtet; also schnell und mit wegwerfender Geberde.

2) Da der Sinn nicht mit dieser Zeile schließt, sondern in die folgende Strophe übergeht, so darf hier die Stimme auch nicht sinken.

3) Wie in Nr. 1.

4) Mit rufender Stimme, also im hohen Tone.

5) Hier muß die Haltpause um so schneller beendet werden, da der Dichter sich die Freiheit nimmt, die letzte Sylbe dieses Wortes auf die folgende Zeile zu übertragen.

6) Wie in Nr. 2.

30.

Die zwei Todtenköpfe.

Beim Graben einer Grube sah'
Ein Todtenkopf den andern liegen
Und rief: Wer bist du, der so nah'
Sich darf zu meiner Gruft verfügen? 1)

Ich war, sprach der, ein Ruderknecht, 2)
Aß schwarzes Brod, trank aus den Flüssen,
Schlief auf der Erde, lebte schlecht,
An Schuh und Kleidern abgerissen:
Bis der erwünschte Tod mich fand,
Den ich oft inniglich begehret,
Der hat mich aus dem Joch gespannt,
Und mir die Freiheit nun gewähret.

Gemeiner Kerl! hinweg von mir! 3)
Schrie ihm der andre Kopf entgegen:
Nichtswürdiger! was willst du hier?
Dein Zuspruch ist mir ungelegen.
Entweich' und laß mich stracks in Ruh';
Ich bin ein andrer Mann als du. 4)
Ich bin mit Königen verwandt,
Und nicht aus Pöbelblut entsprossen.
Ich trage Stern und Ordensband,
Ich fahr' in prächtigen Karossen,
Ich streue Tonnen Goldes aus,
Im Keller hab' ich Fässer Wein
Aus Ungarn, Welschland und vom Rhein,
Auf meiner Tafel sechszehn Essen — — 5)

Ich bin! ich hab'! ach! armer Mann, 6)
Ich war, ich hatte, mußt du sagen!
Hub hier der Sklavenschädel an;
Du hast ja nichts mit hergetragen.
Ich seh' nicht Stern, nicht Ordensband
Für deinen königlichen Stand;

Ich seh' nicht deine Fässer Wein
Aus Ungarn, Welschland und vom Rhein;
Ich seh' nicht deine Tonnen Geld,
Noch deine prächtigen Karossen,
Was du besessen und genossen,
Blieb alles auf der Oberwelt.
Dort oben war ein Unterscheid;
Hier sind wir gleicher Herlichkeit;
Hier gleicht dein Schädel jedem Schädel.
Schön sieht wie häßlich, arm wie reich,
Dumm sieht wie klug aus, schlecht wie edel.
Der Tod macht Hack' und Zepter gleich.

Anmerkungen.

1) Im hochfahrenden stolzen Tone.

2) Im Tone der Demuth.

3) Mit Heftigkeit und unwilliger, zürnender Geberde.

4) Stolz und in die Brust sich werfend.

5) Da der Vornehme noch viel mehr sagen möchte, (welches die beiden Striche andeuten) so darf auch diese Zeile nicht wie eine Schlußzeile mit sinkendem Tone gesprochen werden.

6) Mit allem Ausdruck des Mitleidens, das man bei den Thorheiten Anderer empfindet.

Zweite Abtheilung.

(In der ersten Abtheilung wurden dem jungen Deklamator Winke gegeben, wie er diese und jene Stelle den gegebenen Regeln gemäß sprechen, und die darin liegenden Ideen und Empfindungen darstellen sollte. Bei dieser zweiten Abtheilung aber soll er ohne besondere Leitung seine eigene Kraft versuchen, und sich gewöhnen lernen, durch eigenes Nachdenken den Charakter eines Stücks und jeder einzelnen Stelle aufzufinden. Daher fallen die in der ersten Abtheilung befindlichen Anmerkungen und Bezeichnungen der Betonung und der Pausen ganz weg.)

1.

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden
Und wo mag er gefunden werden?
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den delphischen Apoll.

Des Gottes Antwort war: du hast ihn längst besessen,
Und weißt es nicht; vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, glaube mir.
Wie schnell fliegt Damon fort; jetzt eilig, erst vermessen.

Wie, denkt er, scherzt Apoll? Nein, Göttern ziemt kein Spaß.
Jetzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias.

Mein Theurer! ruft er ihm von weitem,
Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier,
Komm eilends, bald gehört er dir.

Sie waffnen sich mit Grabesscheiten,
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht, mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug auf die Erde.

O, rief er, bin ich nicht ein Thor!
Freund! den die Tugend mir erkor,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du bist der größte Schatz, kann Damon mehr verlangen?
Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der größte Schatz.

Lichtwehr.

2.

Die Säcke des Schicksals.

Dem wird nie wohl, der immer Bess'res sucht. —
Mit seinem Schicksal unzufrieden,
Sah Timon stets voll Eifersucht
Auf das, was Andern Zeus beschieden.
Mit stetem Murren plagt er ihn.
Zeus, endlich müde seiner Klagen,
Schickt Majens Sohn [1]) zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt seine Hand, und führet ihn
In das Olympsche Magazin.

Zu Millionen aufgehügelt
Und von den Parzen 2) zugesiegelt,
Sieht er hier Säcke hingestellt,
Wovon, nach Jupiters Bericht,

Ein

Ein jeder, ungleich an Gewichte,
Ein Schicksal, einen Stand enthält.
„Da, wähle selbst von allen Säcken!
Nur merke dir, spricht Jupiter,
Daß in den meisten Sorgen stecken;
Doch in den leichten weniger.“
„Schon gut, Herr Zeus, laß mich ein wenig
Versuchen, welcher minder wiegt.“
Der nächste, welcher vor ihm liegt,
Ist Nummer Eins: Für einen König!
Er faßt ihn an: „zu schwer für mich!
Den trag' ein Herkules, nicht ich.
Ob ich den andern heben werde?“
Für einen Günstling, weis't die Schrift.
Er hebt; der Sack zieht ihn zur Erde.
„O wehe dem, den dieser trifft!“

Auch Ämter bringt er kaum vom Platze.
Hier stehet Ruhm beschwert mit Neid,
Hier liegt ein Sack Gelehrsamkeit,
Und dort ein Sack mit einem Schatze;
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder 3) jener schwer.
Nun folget der gemeine Haufen,
Die, deren Loos kein Zettel nennt,
Die Zeus nur an der Nummer kennt.
„Mit diesen läßt sich's leichter laufen.“
Er hebt, vergleicht sie lange Zeit.
Als endlich ihm die Auswahl glücket,
Spricht Jupiter: „Was diesen drücket,
Ist nichts als Unzufriedenheit.“ —
„Von mir sey diese Thorheit fern!“
Erwiedert Timon, „dieser Eine
Behagt mir, laß mir ihn!“ — „Recht gern!
Auch war er ohne dieß der deine.“

v. Nicolai.

Anmerkungen.

1) Merkur, Sohn der Maja.

2) S. Seite 96.

3) Gewöhnlicher Hypochondrie, eine Krankheit, die vorzüglich im Unterleibe ihren Sitz hat.

3.

Der Hecht.

Ein Klausner [1]), der am Tiberstrand
Einst fischte, zog in seinem Netze
Den schönsten Hecht erfreut an's Land.
Verwegner! rief der Fisch, verletze
Nicht meine heilige Person!
Du weißt, die ganze Passion [2])
Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz, die Lanze,
Die Nägel sammt dem Dornenkranze,
Hab' ich im Kopfe. — Wunderlich!
Versetzt der Greis: doch darf ich fragen,
Was trägst du denn in deinem Magen?
Sprich, oder ich zergliedre dich!
Ach! nichts, ein Nest mit jungen Aalen,
Hochwürdiger Herr Eremit!
Ein kleines Frühstück. — Ha, Bandit!
Ich dacht' es wohl; ihr Kannibalen [3])
Tragt die Religion im Kopf,
Und in dem Busen das Verderben.
Hier warf er ihn in seinen Topf
Und ließ ihn wie St. Vitus [4]) sterben.

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) Klausner (von Klause, Zelle), Zellenbewohner, Klosterbruder, Mönch.

2) Das Leiden Jesu, d. h. die Werkzeuge, deren man sich bei seiner Kreuzigung bediente.

3) Wilde Völker, die Menschenfleisch essen, besonders die auf den Antillischen Inseln.

4) Ein Heiliger, der laut der Legende der christlichen Religion wegen in Öl gesotten wurde.

4.
Diogen.

Als mit der Leuchte Diogen
Um einen Menschen auszuspähn
Durch alle Gassen von Athen
Umherzog, stieß ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Priester auf. — Herr! eine Gabe,
Rief Diogen, nur einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe.
Mein Segen gnüge dir, mein Sohn,
Versetzt der Pfaff, und schleicht davon.
Der Pilger trat vor einen Laden
Mit Kränzen, Fächern und Pomaden,
Und sprach zu einem schönen Weib:
Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,
Madam! laßt euch doch eines Armen,
Der bald vor Hunger stirbt, erbarmen,
Mich dauert, Alter, deine Noth,
Da kaufe dir ein Gerstenbrod!
Sie sprachs', und gab im Augenblicke
Ein ganzes Dutzend Silberstücke
Um einen Taschenspiegel hin.

Der Weise kratzt' sich in den Haaren
Und ging. Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren;
Diogenes lief zu ihm hin,
Und hing sich an den goldenen Wagen:
Halt, Sohn der Götter! Höre mich!
Fort, Schlingel, hieß es, packe dich!
Sonst laß ich dich zu Tode schlagen.
Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf und riß mit edler Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zwei Heller in die Mütze.
Ihr Götter! rief der weise Mann,
Mehr als ein König geben kann,
Gab dieser mir. Nun sterb' ich gerne.
Er weint' und löschte die Laterne.

Pfeffel.

5.

Das Feuer im Walde.

Zwei Knaben liefen durch den Hain,
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeur,
Indeß die Pferd' im fetten Gras'
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Glut,
Die, wie ein helles Osterfeur,
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dieß und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt,
Und mit der Feuerkette klirrt,

Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dieß und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten jede schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauscht das dürre Laub empor,
Und sieh' ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: guten Abend, wärmet sich,
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
Wer bist du, guter alter Mann?
Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunersdorf
Das Bein verlor, und, leider Gotts!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind,
Da sauseten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf. — Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg! — O Gott!
Sprach Hans, und sahe Töffeln an,

Und fühlte sich nach seinem Bein:
Mein Seel! ich werde kein Soldat,
Und wandre lieber hinterm Pflug.
Da sing' ich mir die Arbeit leicht,
Und spring' und tanze wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank!
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl,
Und unser Heu und Korn dazu;
Dann nehm' ich einen rothen Rock,
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm nur her, du Schelmfranzos!
Hans, sagte Töffel lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gib dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrod.
Ich samml' indessen dürres Holz,
Denn sieh, das Feuer sinket schon.

Hölty.

6.

Der persische Bauer mit Früchten.

In Erivan [1])
War einst ein armer, schlechter Mann.
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geschäfft, ihn abzuwarten.
Ein Obstbaum, der im Gärtchen stand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten, schön und groß und reich an Safte,
Der jedem Kranken Lindrung schaffte.
Bringt, sprach sein Nachbar, guter Mann,
Ein Körbchen dieser Frucht nach Ispahan. [2])

Der Schach [3]) ist lecker, hör' ich sagen,
Freigebig noch dazu. Ihr werdet, gebet Acht,
So vieles Gold nach Hause tragen,
Als ihr der Früchte hingebracht.

Je nun! ich sollt' es selber meinen.
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt seine schöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abschied von den Seinen,
Und tritt den Weg nach Ispahan
Mit herrlichen Entwürfen an,
Wie mit dem Beutel Gold's vom Schache
Er Haus und Garten größer mache.
So kommt er, eh' er's denkt, nach Ispahan,
Und meldet sich beim Obermarschall an. —
Man kennt den Hof. Wer bringt, dem stehn die Thüren offen;
Wer haben will, kann lange hoffen.
Der Marschall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unser guter Mann belehret,
Daß Seine Majestät, der Schach,
In eigener Person sein ganzes Obst verzehret,
Es sehr gelobt und mehr begehret.

Ei, guter Perser, welch' ein Glück! —
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiser glimpflich zu berichten,
Er sey der Bauer mit den Früchten.
Er stellt sich in den Saal, durch den der Kaiser geht,
Beschaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die so klein hier stehen,
Und sieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß sich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dieß Zwerglein der Minister.
Mit scharfem Blicke, kraus und düster,
Schielt er den Fremdling an. Ein Wort,
Und wüthend schleppt die Wach' ihn fort.

Im Kerker sitzt er nun, und mag sein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten,
Und flucht dem Nachbar, dessen Rath
Ihn zu dem Schach geführet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungeschehn, nicht besser machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach eine lange Zeit für ein so kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kommt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die schönsten dar.
Er rümpft die Nase, legt sie nieder:
Nein! das ist keine Frucht wie im verfloßnen Jahr.
Was für ein herrlich Obst das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? wo ging er hin?
Wie heißt er? Geht, erfragt mir ihn. —

Man forscht und hört die traurige Geschichte.
Der Kaiser lacht ob dem Berichte.
Gut! bringt ihn her. Ich will ihn sehn,
Den armen Schelm. Es soll ihm besser gehn.

Er kömmt. „He, guter Freund! Ich weiß, wie dir's ergangen.
So spricht der Schach. Es thut mir leid.
Allein für Kerker, Obst und Zeit,
Darfst du nun auch, was dir beliebt, verlangen.“ —

Herr, gib mir, sagt der arme Mann,
Ein Beil, ein Säckchen Salz und einen Alkoran. 4)
Der Kaiser fängt zu lachen an!
Was soll dir Beil und Salz und Alkoran?

„Das Beil, daß ich den Obstbaum fälle;
Das Salz, es auszusä'n, damit auf seiner Stelle

Nichts wieder wachse; und den Alkoran,
Um einen Eid darauf zu schwören,
Daß ich und die mir angehören,
Zeitlebens nie nach Hofe wiederkehren."

v. Nicolai.

Anmerkungen.

1) Name einer westpersischen Provinz und der darin belegenen Hauptstadt.

2) Ehemals die Haupt- und Residenzstadt von ganz Persien, wurde aber in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast ganz zerstört.

3) Name der morgenländischen Könige.

4) Alkoran oder der Koran, ist das Religionsbuch der Muhamedaner; das, was den Christen die Bibel ist.

7.

Der Komet.

In einem Wirthshaus, wo die schlaue Politik
In einem Schwarm von Halbgelehrten
Sich oft zusammen fand, wo sie bald Krieg
Europens Königen erklärten,
Bald Fried' uns unverhofft gewährten,
Bald Welten schufen von weit schönerer Gestalt
Als unsre Welt; und bald
In Sonn und Mond das Oberste zu unterst kehrten: —
In diesem Wirthshaus las man jüngst die Zeitung ab,
Die meistentheils den Stoff zur Unterredung gab;
(Denn wäre die nicht, o so wären manche Köpfe
So hohl an Zeug als leere Töpfe).

Hans Kaspar las: „Berlin: hier zeigt sich ein Komet. —
Durch ein zwölfschuhig Fernrohr hat Herr Bode
Nach Norden zu ihn ausgespäht.“

Hier ward er blaß, als ob von seinem Tode
Der Arzt die Nachricht ihm gebracht.
„Ja, rief er endlich, ja, das hab' ich wohl gedacht!
Das Gott erbarm'! was will auf Erden
Es noch aus uns in Sachsen werden!
Krieg haben wir; nun fehlt uns noch der Tod
Durch Pest, wo nicht durch Hungersnoth.
Denn, daß er dieses muß bedeuten,
Beweisen die Kometen aller Zeiten,
Von Cäsar und von Tamerlan,
Bis den von neun und funfzig an.
Auf den von achtzig, wie mir meine Großmama
Erzählt, war gleich der Türke da.
Dann kam die Pest, und weiß ich nicht noch leider
Von vier und vierzig —

„Halt!“ rief ein gelehrter Schneider,
Der so etwas, ich weiß nicht wo, gehört:
„Pfui! Nur der Pöbel wird von solcher Furcht bethört.
Was hat denn ein Komet mit Waffen,
Und Pest und Hungersnoth zu schaffen?
Für's Künft'ge seh' ich nicht, was man groß fürchten kann:
Doch das, das macht mir Schrecken,
Kommt er der Erd' auf seiner Bahn
Zu nah — was hindert ihn, sie wie ein Tischlerspahn,
Ein Fuder Stroh, in Brand zu stecken.
Denn schon verräth sein Schweif, wenn ihr es noch nicht wißt,
Daß er ein schrecklich Feuer ist.“ —

„Ein schrecklich Feuer?“ schrie ein witziger Barbier,
„Ihr habt's Gehirn versengt, Gevatter, glaubet mir!

Nicht Flammen strömen in den Schweifen,
Nein, eine Wasserfluth, uns zu ersäufen.
Nur ein Komet, nichts weiter war das Ding,
Durch das die erste Welt in Wasser unterging.
Und merk' ich, daß uns einer wird zu nahe kommen,
So hab' ich mir fest vorgenommen,
Mir einen Kasten, so wie Noah zu erbaun,
Und mich getrost dann Wind und Wellen zu vertraun.
Gilt Rath bei euch, und wir sind in dem Falle" — —

„O über euern Rath!" rief Kaspar lachend. — Alle
Ergriffen nun die oder die Parthie.
Man widerlegte sich, man schimpfte, schrie,
Ein Jeder sprach und Keiner hörte,
Was der und jener ihm an Fingern her erklärte.

Zuletzt gebot der Ein' in einem kräft'gen Stoß
Dem Andern Schweigen — und nun schlagen Alle los;
Doch keinen Einz'gen überführte
Die Faust des Andern, was sie auch ins Angesicht ihm demonstrirte. —

Mit blutg'en Nasen provocirte
Man nun auf einen Mann, der fern im Winkel saß,
Sein Gläschen ruhig trank und Zeitungsblätter las.
„Was meint Er? Wer hat Recht?" — „Ich glaube," sprach er, „Keiner." —
„Wie, Keiner? fielen alle schnaubend ein,
Du Schafkopf! wie? von Dreien auch nicht Einer?
Nein, Einer, Einer muß es seyn." —
„Wohlan denn, muß es Einer seyn:
So räum' ich dieses Recht dem Ersten ein.
Kometen saget er, bedeuten
Krieg, Hunger, Pest und böse Zeiten."
„Gleich seht Ihr unter euch, wie wahr
Das ist. Ihr zankt nicht nur, Ihr schlagt euch gar,
Und hättet Ihr Gewehr', ich wette,
Daß mancher schon ins Gras gebissen hätte.

Was ist die Ursach, als der schreckliche Komet,
Der, Zwietracht drohend, jetzt am Himmel steht."

Welch ein Triumph für Kasper'n! — Doch des Kampfes müde,
Bestritt man ihn durch's beste Argument.
Man macht dem feinen Kopf ein höhnisch Kompliment,
Und dem Komet zum Possen — Friede.

Weiße.

8.

Der großmüthige Fleischer.

Begleitet von zwei treuen Hunden,
Ging Schnell, ein Fleischer, über Land.
Schon waren ihm nach wenig Stunden
Die Thürme seiner Stadt verschwunden,
Als in dem Wald, durch den sein Weg sich wand,
Ein Mann mit Knotenstock, im Blicke
Mehr tiefen Gram als Herzenstücke,
Bescheiden flehend vor ihm stand:
„Freund, nur ein Kleines einem Armen.
Gott näher bringt dich das Erbarmen."
Schnell wendet sich und zieht hervor
Ein Silberstück, als über's Ohr
Der Unhold ihn mit einem Schlag
Zu Boden stürzt. Der Fleischer lag
Betäubt, und auf dem Punkt beraubt zu seyn.
Die Hunde stürzen drauf gleich auf den Mörder ein,
Zerfleischen schrecklich ihn, und zerren
Ihn endlich bis zum nahen Sumpf,
Dann fliegen sie zurück zu ihrem Herren,
Der noch an allen Sinnen stumpf
Am Boden lag, beriechen und belecken,
Um ihn in's Leben zu erwecken,
Ihm freundlich Händ' und Angesicht.

Schnell wachet auf, sieht seinen Mörder nicht,
Doch findet er sein Geld und seine Hunde,
Fühlt keine Beule, keine Wunde,
Und wandert seines Weges fort.
Urplötzlich dringt aus einem nahen Ort
Ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach und sieht
Den Räuber blutend und verloren,
Wenn niemand rettet. Hoch entglüht
Von Menschlichkeit und Tugend, springet
Er muthig in den Sumpf, und zieht
Selbst seinen Mörder an das Land, er ringet
Ihm Haar und Kleider aus, und jagt
Die Hunde fort, worauf er endlich fragt:
Was that ich dir, daß du mich schlugest
Und friedlich nicht ein klein Geschenk von mir
Zurück in deine Hütte trugest? —
„Mitleiden! sprach der Räuber hier —
Ich that's, weil höchster Grad der Noth
Die Wahl mir ließ von mein' und deinem Tod."
Ich könnte, sprach der edle Fleischer hier,
Ich könnte jetzt auf Tod und Leben
Dich den Gerichten übergeben.
Doch armer Mann, Verzeihung dir!
Nimm diesen blanken Thaler hier,
Und ruhig eil' dann fort von mir,
Kein Mensch soll wissen, was sich hier begeben.

Engelschall.

9.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.

Die Freunde liefen schaarenweise
Und grüßten ihren Freund. So pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn, und nun erzähle.
Was wird da nicht erzählt! —

Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen *) ist.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn: sollt auch der Himmel schon,
Mit Krachen seinen Einfall drohn:
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann,
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, am Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
„Ach nein!“ So suchen sie der Weisen Stein? „Ihr irrt.“
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?

„Nein“ So bereun sie alte Sünden?
„Das ist es alles nicht.“ So sind sie gar verwirrt.
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — — Sie spielen.

Lichtwehr.

Anmerkung.

*) Ein Volk an den südwestlichsten Küsten von Kanada, das zu den reichsten Indianern in Nordamerika gehört.

10.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig:
Es war mal ein Kaiser; der Kaiser war kurrig;
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade, sein Schäfer war klüger als Er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte,
Oft hat er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Sich weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!“
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:

„Knecht Gottes, wie gehts dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch däucht mir darneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile;
Man rühmt, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich den euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken:
Drei Monden von nun an bestimm ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt' ihr mir sagen, ein treuer Wardein, [1])
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag seyn?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen;
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken errathen,
Die will ich dir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran seyn.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laß ich euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen,
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor dem hochpeinlichen Halsgericht steht.

Er

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Unverstäten [2])
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln voll auf:
Doch lös'te kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin,
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht er, ein bleicher, hohlwangiger Werther, [3])
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja warlich dahin, wie ein Schemen. [4])
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sirchen! es muß euch was angethan seyn.“

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sichs wohl schicken,
Der Kaiser will gern an das Zeug mir was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: wann hoch er im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag seyn?

Zum zweiten soll ich berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran seyn.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter? erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
Herr, gebt euch zufrieden! das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag seyn?" —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder werth seyn." —

„Hm, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner Hochfürstlichen Ehr,
Geglaubt, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und
reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan."

„Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr futtert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen,
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

„Ihr denket, ich sey der Herr Abt von St. Gallen" —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht
fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trügt euer Sinn;
Wißt, daß ich Hans Bendix, sein Schäfer nur bin!" —

„Was Henker, du bist nicht der Abt von St. Gal-
len?"
Rief hurtig, als wär er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es seyn!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst Quid juris 5) verstehn;
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n."

„Mit Gunsten, Herr Kaiser, das laßt nur hübsch
bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein;
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade,
Erbitte demnach dir eine andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank,
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig:
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen Hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha bravo! du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sey der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Pauisbrief 6) beschert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.

Bürger.

Anmerkungen.

1) **Wardein**, ist ein Mann, der sich auf Beurtheilung der Münzen und auf Schätzung ihres Werths versteht.

2) **Unverstäten**, st. **Universitäten**, ist des Sylbenmaaßes wegen zusammengezogen. In einem Gedichte, wie der Kaiser und der Abt, ist dergleichen Verstümmelung wohl erlaubt, weil dadurch die Sprache des gemeinen Mannes dargestellt werden soll. Daraus erkläre man sich auch andere, in diesem Gedichte vorkommende Ausdrücke, als **Schwulität**, **einhotzeln**, mein **Sixchen** u. s. w., die alle in der edlern poetischen Sprache nicht Statt finden könnten.

3) Werther, ist der Held des Götheschen Romans, der unter dem Titel Werthers Leiden bekannt genug ist.

4) Schemen, ein veraltetes Wort, das so viel als Schatten bedeutet.

5) Quid juris, was recht ist. Der Sinn ist: der Herr Abt lerne erst, was er als Abt von St. Gallen verstehen müßte.

6) Panisbrief (übersetzt Brodbrief) ist ein Empfehlungsschreiben, in welchem ein deutscher Kaiser eine Person, der er wohl will, einem deutschen Stift oder Kloster zur Verpflegung empfiehlt.

II.

Die getreue Dogge.

Als jüngst im blutigen Paris
Ein mordbegieriger, gewissenloser Bube
(Der frech, indeß das Land zur weiten Mördergrube
Durch ihn verwandelt ward, das Glück des Volkes pries)
Zum Dey des Frankenstaats sich aufwarf, und, auf Leichen
Gebietrisch thronend, hoch die Todessichel schwang:
Sah sich ein biedrer Mann, der einst durch Ordenszeichen
Und Adelsbrief, und nun durch seine Tugend — lang
Dem feigen Wüthrich schon verdächtig war, beschuldigt,
Er habe frevelhaft dem Königthum gehuldigt.
Stracks ward er ungehört als Feind der Nation
Von einem Tribunal ruchloser Zungendrescher
Verurtheilt, und voll Grimm ergriffen ihn die Häscher;
Und seine Diener, Freund' und Anverwandten flohn.
Nur eine Dogge blieb ihm übrig, die er schon
Seit Jahren futterte; sie ließ in der Bedrängniß
Allein von ihm nicht ab, und folgt ihm zum Gefängniß.

Doch dem Gekränkten war auch dieser Trost mißgönnt.
Das einzige Geschöpf, das in dem Jammerorte
Sein Schicksal theilen will, wird, als des Kerkers Pforte
Sich öffnete, von ihm mit Ungestüm getrennt.
Bang stand das arme Thier an der verhaßten Schwelle,
Zerkratzte winselnd sie, und wich nicht von der Stelle,
Bis endlich seines Herrn verlaß'ne Gattinn kam
Und es, nicht ohne Furcht, daß der Verdacht der Wache
Des Hunds Vertraulichkeit ihr zum Verbrechen mache,
Gerührt mit sich nach Hause nahm.

Geheime Sehnsucht ließ dem Hunde
Von nun an keine Ruh', und stets zur gleichen Stunde
Begab er täglich sich hin zu des Büttels Thor,
Wo er den Ehrenmann, der ihn erzog, verlor.
Dort legt' er lauschend sich am Rand des Eingangs nieder,
Und kehrte jedesmal nach langem Harren wieder.
So trieb er's Wochen lang mit Unverdrossenheit,
Als einst ein Kerkersknecht, dem die Beharrlichkeit
Des Thiers ein Räthsel war, gereizt durch Neubegierde,
Ihm aufschloß, um zu sehn, was er beginnen würde.
Des eingekerkerten Wohlthäters Stube fern
Schon witternd, sprang der Hund frohbellend seinem Herrn
Entgegen, schmiegte sich zu seines Freundes Füßen,
Und leckte dessen Hand. Es schien, als wollt' er gern
Mit kindlichem Vertraun sie küssen.

Des guten Thiers sich freuend, trug
Der biedre Mann sein Loos mit Starkmuth. Endlich schlug
Die Stunde, die er, längst dem Tod und der Verwesung
Geweiht, erwartete, die Stunde der Erlösung.
Der fürchterliche Ruf, der ihn das Schaugerüst
Des Mords besteigen heißt, ertönet; rasselnd schließt
Das Kerkerthor sich auf, und mit der heitern Miene
Der Unschuld wandelt er den Weg zur Guillotine;
Das kalte Eisen stürzt blutgierig sich herab,
Und sondert Rumpf und Haupt des edlen Dulders ab.

Sein Geist schwingt sich hinan zum Raume beſſ'rer Welten,
Und eine Gruft verschlingt den Körper des Entseelten.
Kein Freund ging mit dem Sarg, als man den Todten
trug;
Bloß sein verwaister Hund schlich mit dem Leichenzug,
Und heulend warf das Thier mit kläglicher Geberde
Sich an dem Grabe hin zur Erde.

Von diesem ihren Lieblingsort
Vermochte nichts nunmehr die treueste der Doggen
Zu trennen; Tag und Nacht lag sie als Hüter dort.
Vergebens suchte man sie freundlich wegzulocken,
Vergebens schleppte man sie oft gewaltsam fort,
Und kettete sie an: Stets riß sie von der Kette
Sich hastig wieder los, und lief zur Grabesstätte
Vergebens reichte man mitleidig Nahrung ihr
Mit vollen Händen dar; das wunderbare Thier
Verschmähte lebenssatt die leckerhaftsten Gaben.
Als es zuletzt, von Gram und Hunger allgemach
Entkräftet, schon empfand, daß ihm das Auge brach,
Begann es noch zuvor die Erde aufzugraben,
Und sich, so wie es schien, mit dem geliebten Freund,
Um den es trauerte, noch nach dem Tod vereint
Zu wissen, und mit ihm ein gleiches Grab zu haben.
Doch ach! der arme Hund erschöpfte fruchtlos sich;
Noch scharrend sank er hin, und Kraft und Leben wich.

O Leser, dessen Herz der Kaltsinn unsrer Tage
Noch nicht vergiftete, in dessen milder Brust
Der Same des Gefühls noch nicht erstickt ist, sage:
Ob dieses edle Thier, das über den Verlust
Des ihm entrißnen Herrn zu Tode sich gegrämet,
Nicht Manchen, der sich Mensch zu nennen wagt, be-
schämet.

Ratschky.

12.

Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst, wir Sklaven sind es
werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog da noch keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt.
Auch scheuten sie kein offnes Feld:
Sie gras'ten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir? —
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starke unterthan;
Dem Menschen! — Brüder, seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es? Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn.
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht,
Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht.
Er siegt und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,

War unser Werk; wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht,
Vor seinem Siegeswagen;
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei!
Entreißet euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ist's doch, wenn wir
Nur einig sind: Was meinet ihr?

Er schwieg: Ein wüthendes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor *) sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die Keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unsern Huf: jedoch aus mildrer Hand
Bekam der Mensch Verstand.
Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
Vor Tieger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerstehn,
Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben sehn?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüst und todt
Auf weiten Fluren ist. Wer wendet alle Noth
Und allen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab!
Er streuet Hafer aus, und erntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras, und bringt es unter's Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst, er macht uns täglich satt,
Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm; er uns. Wir leben mit einander,
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander

Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ernten war, so war er auch ein Held,
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Es läg' in tiefer Nacht begraben,
Das edle Thier!

Niemals besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder,
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle
Nebst dem, der ihr Worthalter war,
Begaben flugs sich wieder nach dem Stalle.

Gleim.

Anmerkung.

*) Nestor, ein Grieche, zur Zeit des trojanischen Krieges lebend, und berühmt durch Weisheit und Alter.

13.

Die Türkenpfeife.

Gott grüß' euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen —;
Was wollt ihr für den Kopf?

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn!"

„Ein andermal von euren Thaten,
Hört, Alter, seyd kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf." —

„Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch Herr, den Pfeifenkopf — den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein; — vor seinem Ende
Reicht er mir all' sein Geld,
Und diesen Kopf — drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plündrung litt.
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß." —

„Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

„Man heißt ihn nur den tapfern Walter.
Sein Gut liegt dort am Rhein . . ."
„Das war mein Oheim, guter Alter,
Und jenes Gut ist mein!

Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset eure Noth.
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben,
Und eßt von Walters Brod."

„Nun topp! ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe Morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife seyn.

Pfeffel.

14.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
Das sollst du am Kreuze bereuen.

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen!“

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! Wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen;
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er am Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnet das Ufer und eilet fort,
Still dankend dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und mahlt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von Ferne die Zinnen von Syrakus; *)
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen!
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht!
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue.“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor,
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet.
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer.
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.“

Schiller.

Anmerkung.

*) Die alte Hauptstadt Siciliens.

15.

Selmar und der Schatz.

Mein Oheim Selmar war ein Mann
Von altem deutschen Schlage;
Aus lauter goldnen Faden spann
Die Parze [1]) seine Tage.
Als ein geborner Philosoph
Führt' er auf seinem Meierhof,
Umkränzt mit Korn und Reben,
Das angenehmste Leben.

Verehret und geliebt zugleich
Von Kindern und von Greisen,
Nicht reich an Schätzen, aber reich
An Tugenden des Weisen,
War er doch stets durch seinen Pflug,
Und seinen Weinkarst reich genug,
Um der bedrängten Armen
Sich hülfreich zu erbarmen.

Gebrach's an Geld, so gab er Rath,
Litt bei des Nachbars Leide,
War vor Gericht sein Advocat,
War froh bei seiner Freude.
Den Mädchen las er Männer aus,
Band selber ihren Hochzeitstrauß,
Und war bei ihrem Feste
Der munterste der Gäste.

Gab es in Ehen Zwist, so nahm
Man ihn zum Schiedsmann; kränkte
Ein Sohn die Eltern, ward er zahm,
Wenn er ihn weislich lenkte.
Er strafte sanft, gab duldsam nach:
Helft, sprach er, wir sind alle schwach,
Die Fehler, wie die Plagen,
Einander liebreich tragen.

Einst sank ihm seine Scheunenwand;
Er räumte die Ruinen,
Mit seinem Knecht hinweg und fand
Ein Kästchen mit Zechinen. 2)
Er eilt damit entzückt ins Haus,
Und ruft im süßen Taumel aus:
Nun kann ich mit Geschenken
Die Armen recht bedenken.

Kaum war der erste Tag vorbei,
So sprach er: von dem Gelde
Verhülf' ich meiner Meierei
Zu manchem schönen Felde.
Was sag' ich? traun! ich kaufte mir
Ein stattlich Rittergut dafür.
Auch dazu reicht die Kasse,
Daß ich mich adeln lasse.

Als er sich so verwandelt sah,
Kam seine Hühnerzofe,
Und sprach: das junge Volk ist da,
Und tanzt schon auf dem Hofe;
Des Sonntags wär es so der Brauch,
Und immer tanzte Selmar auch.
Nun schalt er: Meint ihr Affen,
Man hat sonst nichts zu schaffen?

Von manchem Plan den Kopf erhitzt,
Eilt er, sich einzuriegeln,
Und grübelt, und addirt und sitzt
Vor seinen goldnen Hügeln.
Vom letzten Monat bleibt ein Rest
Von zehn Dukaten ihm, den läßt
Er fröhlich zu den andern
Fürs Rittergütchen wandern.

Man klopft. — Verschlossen wird der Schrank. —
Ein Bauer war's. Mit Zähren
Bat der: Ach, Herr! mein Weib ist krank,
Sechs Kinder muß ich nähren;

Der Pachtherr mahnt, der Schösser 3) dräut,
Wenn wir bis nach der Erntezeit,
Nur zehn Dukaten hätten,
So könnten wir uns retten.

Wie? sprach er, und ward feuerroth,
Meint ihr, mir schneit's Dukaten?
Geht, Freund! ich weiß in eurer Noth
Für jetzt euch nicht zu rathen.
Der Bauer seufzt, und sagt kein Wort;
Doch kaum ist er ein Weilchen fort,
So hört er auf den Stufen
Des Hauses laut sich rufen.

Wer war's? mein Oheim, der sein Herz
Jetzt wiederfand. Er eilte
Dem Landmann nach; mit edlem Schmerz
Umschloß er ihn, und weilte
An seiner Brust. Vergebet mir,
Mein Freund! so sprach er: tilget hier
Mit diesen hundert Gulden
Nicht eure, meine Schulden.

Nun rief er auf den Lindenplatz,
Des Dorfs gesammte Glieder;
Warf in den Huth von seinem Schatz
Drei Hände voll. „Ihr Brüder,
„Nehmt hin, und theilet euch darein!
„Mir wär' es Gift, wollt ich allein
„So vieles Geld besitzen;
„Vertheilt nur kann es nützen."

Ein Flecken war jetzt abgebrannt;
Die Häuser aufzubauen,
Ward nun der ganze Rest versandt:
Und Selmar, voll Vertrauen
Auf Gott, blieb immer reich genug,
Von dem, was Feld und Weinberg trug,
Ein Theil mit milden Händen
Den Armen auszuspenden.

Anmerkungen.

1) Die Alten hatten drei Parzen oder Schicksalsgöttinnen: **Clotho, Lachesis** und **Atropos**. Die erste, so stellte man es vor, spann den Lebensfaden, die zweite ordnete das Gespinnst, die dritte schnitt den Faden ab. Hier also ist **Clotho** gemeint.

2) **Zechinen** sind venetianische Goldmünzen, von denen eine etwa 2½ Rthlr. Conventionsgeld beträgt.

3) Schösser ist derjenige, der dazu bestellt ist, den Schoß, d. i. eine Abgabe an den Staat, einzunehmen.

16.

Der Arzt und der Kranke.

Nun? wie befindt man sich? — Schlecht, mein
Herr Doktor, schlecht;
Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht rühren. —
Die Korsen werden triumphiren,
Wenn England ihnen hilft. — Mein Schlaf ist auch
nicht recht. —
Der alte Paoli [1]) ist doch ein Eisenfresser! —
Vorgestern war mir ungleich besser
Als heute. — Genua hat mehr mit ihm zu thun
Als mit dem Theodor. [2]) — Könnt' ich nur etwas ruhn,
Das würde mehr als Arzenei mich stärken. —
Noch eins! es läßt sich England merken,
Daß es mit Portugal gemeinschaftliche Sache
Den Spaniern zuwider mache. —
Gut, mein Herr Doktor, gut!
Allein was sagen sie — — — Wer weiß, was Frank-
reich thut?

Allein was sagen sie zu meinem Fieber denn? —
Ach! Damit hat's nicht Noth. — — — Auch mit Subsidien
Kann Frankreich schon genug dem span'schen Hofe dienen. —
Allein ich sehe nicht, was mir dieß nutzen soll. —
Nur gutes Muths! was gilts? es bessert sich mit ihnen.
Doch meine Zeit ist kurz. Mein Herr, sie leben wohl!

Pfeffel.

Anmerkungen.

1) Paoli, ein berühmter General der Korsen.

2) Theodor, ein König der Korsen.

17.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonne=Strahl;
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant;
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft:
Wie es an Leib und an Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet traun! mein Blümchen dir.
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman, *)
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn,
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht der Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt.
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!

Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und pochet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdank' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist voll Ungeduld
Es oft mir aus der Brust,
Erst wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
An Leib und an Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied!
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht:
So nenn ich's „Blümchen Wunderhold“
Sonst heißts — Bescheidenheit.

Bürger.

Anmerkung.

*) Ein Zaubermittel.

18.

Der Ring des Polykrates. [1])

Eine Ballade.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dieß alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Ägyptens König, [2])
Gestehe, daß ich glücklich bin.

Du hast der Götter Gunst erfahren;
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht,
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,

Ein Bote dem Tyrannen dar:
Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen,
Bekränze dir dein festlich Haar.

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Mähre,
Dein treuer Feldherr Polydor;
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen,
Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem Blick;
Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.

Und eh er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt;
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand,
Der Sparter nie besiegte Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand.

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet.
Die Sparter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg.

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen;
Doch, spricht er, zittr' ich für dein Heil!
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten,
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben.
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum willst du dich vor Neid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer.

Und jener spricht, von Furcht beweget:
Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin;
Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,

Wie keiner noch in's Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Herbei der Koch erschrocken eilet,
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ich fand ihn in des Fisches Magen,
O! ohne Grenzen ist dein Glück.

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
So kann ich hier nicht länger hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn,
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben:
Und sprachs, und schiffte schnell sich ein.

Schiller.

Anmerkungen.

1) **Polykrates** war ein berühmter Tyrann von Samos, der zur Zeit des Cyrus lebte, und im Besitz großer Reichthümer war.

2) Er hieß Amasis.

19.

Der Vatermörder.

Graf Eulenfels war reich an Gold
Doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu einsam grollt,
Sah man ihn Menschen meiden,
Ihn nagt' ein Wurm, der nimmer wich,
Und da sogar ihn quälte,
Als seine Tochter Anne sich
Mit Junker Horst vermählte.

Sein düstrer Blick verscheuchte ganz
Die Fröhlichkeit vom Feste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Ein fremder Ritter, Karl von Sturm,
Befand sich unter diesen,
Ihm ward ein Zimmer in dem Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Um Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Erschrocken rafft er sich empor,
Denkt, seine Sinne trügen;
Doch klirrt es stärker als zuvor,
Und kommt herauf die Stiegen.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Schleicht jetzt herein, und rasselt
Am Bett' vorüber, zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier bleibt's und stöhnet schauerlich,
Wie Ruf aus einem Grabe:
„Huhu! Wie lange seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!“

Karl zog sich grausend an die Wand;
Dann schob er die Gardine
Des Betts zurück mit leiser Hand,
Und blickte zum Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen;
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah' er irr und wirr umher,
Bald starr hin nach den Dielen;
Es schien als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen;

Denn wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn
An's Mauerwerk der Wände.

„Halt ein! rief Karl: wer du auch bist!
Halt ein! Was ist dein Jammer?
Lebst du noch wirklich, oder ist
Das Beinhaus deine Kammer?“
Der Greis schrak auf, und schwankte hin
An's Bette; „Fremdling, bebe
Nicht vor mir armen Mann! Ich bin
Kein böser Geist, — ich lebe.“ —

„Nun dann, Nachtwandler, beichte frei!
Was drücken dich für Leiden?
Ich helfe dir, bei Rittertreu!
So du's verdienst, mit Freuden.“
„Ja, Rittersmann, ich will mein Leid
Euch offenherzig klagen;
Doch sagt mir erst: was rollen heut
Durch's Schloß so viele Wagen?

Ich konnt' in meinem Felsennest
Vor dem Getös' nicht schlafen.
Was gabs?“ — „Je nun, das Hochzeitfest
Der Tochter von dem Grafen.“
„Des Grafen? — Meine Enkelinn?
O, Gott sey ihr Berather!
Ihr glaubt, ich rase — Nein, ich bin, — —
Ich bin des Grafen Vater.

Ja, Herr, ich sag' es noch einmal;
Mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Quaal
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen;
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

Der Unmensch, ach, er zeigte klar,
Da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war,
Sich schon als böser Bube!
Mit seinem Wuchs stieg Tritt für Tritt
Die Bosheit. — Jene machte
Zum Gipfel kaum den letzten Schritt,
Als sie ihn auch vollbrachte.

Und diese schwarze That begann,
In seiner Brust zu kochen,
Als er einst einen Edelmann,
Deß' Vater seit vier Wochen
Begraben war, umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen.
Da fiel er von der Menschheit Rand
Dem Teufel in die Krallen.

Er kam zurück; ging wie ein Bär
Herum, und pries mit Brummen
Des Edelmanns Vasallenheer
Und die ererbten Summen.
Dann warf er scheele Blick' auf mich,
Worin ich hell geschrieben
Den großen Wunsch las: Wenn wir dich
Doch heute schon begrüben.

So trieb er's einen Monat lang,
Daß Jedermann ihn scheute;
Nun ward sein Plan zur That. Es drang
Ein Trupp vermummter Leute
Bei Nacht in meine Zimmer ein,
Riß nackt mich aus dem Bette,
Und legte, taub bei meinem Schrein,
Im Thurm mich an die Kette.

Drei Tage saß ich schwermuthsvoll;
Dann hört' ich Glocken läuten,
Und Todtensang. Das mochte wohl
Auf mein Begräbniß deuten.

Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte,
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

Ich flehte hundertmal: laßt doch,
Eh meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, sprechen!
Doch ganz umsonst. Allmorgens bringt
Ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brod und Wasser, pfeift und singt,
Und gehet kalt von dannen.

Schon zwanzig Jahre hab' ich hier
Im Burgverließ durchjammert.
Mein Wärter hatte heut die Thür
Nicht fest genug verklammert:
Drum hab' ich euch in Angst gebracht.
Der Hahn fängt an zu krähen:
Schlaft ruhig, Ritter, ich will sacht
Zurück nun wieder gehen." —

Bewegt rief Karl: „Ihr armer Mann!
Wie schrecklich, was ich hörte!
Für euch zu thun, was ich nur kann,
Schwör' ich bei meinem Schwerte!
Kommt, eh die Ungeheuer hier
Vom Schlummer noch erwachen!
Kommt eilend fort; dann wollen wir
Das Übrige schon machen."

„Nein, Ritter, mir ist Einsamkeit,
Fern von den wilden Horden
Der Menschen, wie ein Alltagskleid,
Nun lieb und werth geworden.
Die Stille meines Kerkers mag
Ich nicht um Lärm vertauschen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag;
Man möcht' uns hier belauschen." —

„Mag lauschen Mordlust und Verrath!
Euch darf davor nicht grauen.
Mein Schwert soll euch gebahnten Pfad
Durch eure Feinde hauen.
Wollt ihr in ew'ger Thränenfluth
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verspenden.

Welch Zaudern, Graf! Verlanget ihr,
Daß ich zur Hauptstadt jage,
Und euern Sohn, das Tiegerthier,
Beim Fürsten dort verklage!“ —
„Nein, braver Mann! Gewissensnoth
Ist drückender als Ketten,
Und ach! von dieser kann kein Gott,
Geschweig' ein Fürst mich retten.

Seht ihr das Blut dort an der Wand,
Dieß Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh' ich an des Meeres Strand,
So würd' ich's dort auch sehen;
Dieß Blut ist meines Vaters Blut,
Wird mich bei Gott verklagen.
Hier hab' ich, um sein Geld und Gut
Zu erben, ihn erschlagen.

Die Stelle brennt, wie Höllengluth; —
Lebt wohl! — Mögt für mich beten.
O! schaut ihr dort den Mann voll Blut,
Der mir den Weg vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge — Gott! mein Herz zerreißt —
Erbarm dich meiner Seele!“

Der Vatermörder fiel, um sich
Nie wieder zu erheben;
Denn um ihn stritten fürchterlich
Im Staube Tod und Leben

Ent-

Entsetzen, kalt wie Eis, ergoß
Sich durch des Ritters Glieder;
Er floh das grauenvolle Schloß
Sofort, und sah's nie wieder.

Langbein.

20.

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee:
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog ums Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich!"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort,
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz *) sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!" —

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich,
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung des Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott, war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann, —
O braver Mann! Braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth, —
O Retter! Retter komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hörts, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu seyn.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang;
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eß' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bürger.

Anmerkung.

*) Konstruktion: Bald nahte der Umsturz sich der Mitte (welches letztere also der Dativ ist).

21.

Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab;
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nassen Blickes,
Ihrer Freundinn einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist;
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephirsflügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferinn zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Erut', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth.

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt' ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Über alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarz beflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nassen Auges an das offne Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebahr!
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Hölty.

22.

Arion. [1])

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarent's [2]) Gestaden
Zum schönen Hellas [3]) heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sey auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er steht im Schiff' am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm:
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,

Den Menschen allzuviel vertraut,
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“ —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Geld erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Geld nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.

Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtinn meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich,
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydizen 4) zu finden,
Der Hades 5) barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen.
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh',
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh',
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, 6) rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine 7) waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken,
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin,
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea 8) zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbenen Gaben;
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.“
Wir ließen recht im Glücke
Ihn in Tarent zurücke, —
Da siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!“

Er lebet noch, der Töne Meister!
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!

Aug. Wilh. Schlegel.

Anmerkungen.

1) Arion war ein Dichter, der etwa 700 Jahre vor Christi Geburt lebte, und sich lange bei dem Periander, einem Tyrannen von Korinth, aufhielt.

2) **Tarent**, eine Stadt in Unteritalien.

3) **Hellas**, der eigentliche Name von Griechenland.

4) **Eurydize**, Gattinn des Orpheus, die, von einem Schlangenstich getödtet, ihrem Gemahl, der zur Unterwelt hinabstieg, unter der Bedingung zurückgegeben wurde, daß er sich nicht umsähe. Da er es aber aus Besorgniß dennoch that, ward sie plötzlich seinem Auge entrückt.

5) **Hades**, die Schattenwelt.

6) **Nereiden**, Meernymphen.

7) **Delphine**, Meerthiere, die in den Dichtungen der Alten oft vorkommen.

8) **Galatea**, eine von den Meernymphen.

Dritte Abtheilung.

1.

Die Nacht.

Stille Nacht, wie lieblich überfällst du mich hier! Hier am bemoosten Steine! Ich sah noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verlor; er lachte das letzte Mal zurück durch den leichten Nebel, der wie ein goldener Flor, entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich; die ganze Natur feierte im sanften Widerschein des Purpurs, der auf streifichten Wolken flammte, seinen Abzug; die Vögel sangen ihm das letzte Lied, und suchten gepaart die sichern Nester; der Hirt, vom längern Schatten begleitet, blies, nach seiner Hütte gehend, sein Abendlied, als ich hier sanft einschlief.

Hast du, Philomele, durch dein zärtliches Lied, hat ein lauschender Waldgott mich geweckt, der eben jetzt durch's Gebüsch hinrauscht?

O wie schön ist alles in der sanften Nacht! Wie still schlummert die Gegend um mich! Welch Entzücken! Welch sanfter Taumel fließt durch mein wallendes Herz!

Schüchtern durchstreift mein Blick den dunkeln Wald, ruht auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölbe zitternder Blätter, hier am moosigten Stamme, dort auf dem winkenden Grase, oder an zitternden Ästen ins schwarze Dunkel hinstreut; oft eilt er schüchtern zurück durch trügende Gestalten krummer Stämme, oder im Dunkeln rauschender Äste oder schwarzer Schatten erschreckt; oder er fährt auf den Wellen daher, die wie Lichter auf dem schwarzen Bach hüpfen, der sich neben mir rauschend dahin stürzt. Denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zartgeschenkelten Rehen, oder von Drachen mit rauschenden Flügeln und schlank zirkelndem Leibe gezogen.

Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr *Blumen!* und du, Viole, die bei stiller Nacht nur sich öffnet, und Balsamgerüche verstreut. Wie lieblich duftet ihr da im Dunkeln! Ohne den bunten Schmuck glänzender Farben verräth euch die Wollust, die ich jetzt athme. Ihr wieget im weichen Schooße schlummernde Zephire, die in sanften Spielen um euch her den langen Tag sich ermüdet haben; und wenn sie erwachen, dann finden sie um sich her gesammelten Thau in reinlichen Schalen der Blätter.

Aber welch sanftes Gezwitscher, welch heiserer Gesang tönt dort von der sumpfigen Wiese? Kleine Laubfrösche sitzen auf Blättern und singen ihr einschläfernd Lied, untermischt von der gröbern Stimme derer, die im nahen Wasser auf dem Rücken schwimmender Stämme sitzen, oder im Schilf ruhen, oder das grüne Haupt aus dem Sumpf empor heben, und dem Mond zusingen. Dort hinter der Wiese hebt sich der strauchichte

Hügel sanft empor, wo unter schlanken Eichen das Mondlicht und dunkle Schatten durch einander hüpfen; dort eilt der rieselnde Bach, ich hör', ich höre sein Rauschen; er stürzt sich an moosichte Steine und eilet schäumend ins Thal, und küßt mit hüpfenden Wellen die Blumen des Ufers.

Aber Götter! was seh ich dort auf der dunkeln Flur! Flammen hüpfen daher mit hüpfenden Flammen; sie wollen sich haschen; jetzt tanzen sie im Kreise; jetzt fliegen sie wie Blitze geschwind, über Wälder und Hügel dahin. Ihr seyd Götter! Der fromme Landmann zittert vor euch, und der freche Gelehrte nennt euch, entheiligend, entflammete Dünste; ich aber nenne euch milde Götter, die gutthätig des Nachts erscheinen. Aber wo seid ihr nun, flüchtige Gottheiten! meinen Augen verschwunden seh' ich auf dunkler Gegend kein Licht mehr; nur dort hängt, wie eine kleine Lampe, ein Würmchen im Grase, düster wie eine sterbende Lampe auf dem Museo des ernsten Gelehrten.

Luna, sanfte Göttinn, beleuchte meinen Weg! Ich will hingehen aus dem Hain und jenen Hügel besuchen, wo den sich schlängelnden Bach junge Reben umschatten, auf dessen weit umsehenden Rücken die Laube steht; wo sich kriechende Reben, im hohen Gewölbe mit Trauben behangen, umarmen; wo ich oft im kühlen Schatten, an die grüne Wand hingelehnt, bei dem mit Rosen umkränzten Kelchglase mit Freuden Lieder sang, Lieder Hagedorns und Gleims, der Lieblinge der Musen.

Geßner.

2.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblößt, und der Baum stand da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn! Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt, und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's: was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. O, wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe, so sprach der arme Hirt, mein Nachbar Palemon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und

und bei seinen Bäumen und Früchten; und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

3.

Mirtil.

Bei stillem Abend hatte Mirtil noch den Mond beglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn im stillen Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater sanft schlummernd am Mondschein hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt' er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lang stand er da; sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du! sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im stillen Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? warum ist der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unsers Feldes?

Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest, und freudig mich segnest, — ach was empfind' ich dann, Vater! ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: meine Haare sind unter Freuden grau worden, seyd immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen! Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren: trautiger Gedanke! Ach dann — — — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmal streuen!

Jetzt schwieg er und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend; es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Geßner.

4.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer, und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf dem Tische aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernem Lande gekommen war, und sie aßen und tranken und wurden satt.

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause ist, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmete alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön! und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe! in seiner Mitte war ein Wurm. —

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin — der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte. —

Krummacher.

5.

Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: Es sind ihrer sieben an der Zahl: Ach! es wird uns hart fallen, sie zu ernähren. — Also seufzte die Mutter, denn es war eine Theurung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen uns, wie sieben blühende Röslein. . . Mutter, das zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches

Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete und sprach: Mutter, was weinst du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängsten! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen.

Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt den Kindlein. Denn der Glaube erhebet den Muth und die Liebe gewähret Stärke.

Krummacher.

6.

Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.

Rabbi Meir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrstube und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? —

Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge; als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe, antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fodert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wieder zu geben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht. — — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach, meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne... und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wieder zu geben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobet! — Der Name des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi Meir ein. Wohl heißt es: wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren

Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Engels Philosoph für die Welt.

7.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrs-Mitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernte und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach! die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder, o Vater! stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: Es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern, und auf der Erde zerrinnen: Das bin ich, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine, im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. — Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O, ich könnte auch, wie ihr, die erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte

glücklich seyn, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!

— — **Und sie kam wieder;** denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. **Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen.** Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend! — so würde sie nicht wieder kommen! —

J. P. Richter.

8.

Der gerettete Jüngling.

Eine Legende.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten; und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten!

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos *)
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, daß ihr Inn'res sie bewahren.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn; und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz dem Jüngling.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“

Sprach der Greis, und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fodr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“ —
„Auf dem Berge dort!“ — „Ich muß ihn sehen!“
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
„Führet, sprach er, mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt,

Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

Anmerkung.

*) Pathmos, eine kleine, unfruchtbare griechische Insel im ägeischen Meere, wohin der Apostel Johannes verwiesen worden seyn soll.

9.

Das Amen der Steine.

Eine Legende.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt.“

Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete,
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten," —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen,
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen!"

Kosegarten.

10.

An die Deutschen.

Kennt ihr das Volk, das, fest wie seine Eichen,
Und feurig, wie sein Rebensaft,
Im blut'gen Kampf, kühn mit Heroenkraft
Den Römer zwang, aus fremdem Gau [1]) zu weichen.

Wie heißt der Held, der Varus [2]) Legionen
Ein Vaterlandserretter schlug? —
Sein Name lebt in Klopstocks Odenflug,
Und ewig blühn des Siegers Lorbeerkronen.

Es ist das Volk, dem die Natur den Stempel
Des Biedersinns tief eingedrückt,
Das nie sich feig in fremdes Joch gebückt,
Hell schimmernd in der Weltgeschichte Tempel.

Es ist das Volk der Helden und der Weisen,
Das kein zweideutig Gold bethört,
Der Treue Schwur bundbrüchig nie entehrt,
Doch unbeugsam, wie seiner Lanzen Eisen.

Frei wie die Luft, und keines Lasters Sklave!
So pries es einst ein Tacitus, 3)
Dir, stolzes Rom! ein strenger Genius,
Und dem verderbten Zeitgeist eine Strafe!

Es ist das Volk, das, seiner Kräfte Meister,
Entsagend der Eroberung,
Sich frei erhob mit hohem Adlerschwung,
Und Sieg erfocht in dem Gebiet der Geister.

Es ist ein Luther unter ihm erstanden.
Der mit dem Schwert der Rede schlug;
Sein kühner Geist, entschleiernd Mönchsbetrug,
Riß Deutschland aus des Aberglaubens Banden.

Ein Friedrich ward aus Hermanns Volk geboren,
Das Wunder jeder Folgezeit;
Vor seinem Ruhm sinkt in Vergessenheit,
Was Schmeichelei zum Götzen sich erkoren.

Ihr Söhne Teuts! 4) erkennet eure Ahnen,
Die Erben der Unsterblichkeit —
In diesem Bild! — laßt die Vergangenheit
Nicht fruchtlos euch zu gleichen Thaten mahnen!

Müchler.

Anmerkung.

1) Gau, d. i. Gebiet.

2) Varus, Feldherr unter dem Kaiser Augustus.

3) Tacitus, römischer Geschichtschreiber, der unverholen über die Entartung der Römer und die Tugenden der Deutschen spricht.

4) Teut, angeblicher Stammvater der Deutschen.

11.

Tell's[1]) Monolog.

(Aus Wilhelm Tell.)

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort mußt du; deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord. —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuer hast du mich gewöhnt.
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt. — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog, — als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen;
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte. Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr uud meines Kaisers Vogt,
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du. — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz. —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war,
Doch dir soll es nicht widerstehn. — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst.
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt.
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet.
Denn hier ist keine Heimath. Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord.

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's

Ein

Ein seltner Vogel oder Ammonshorn, 2)
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen.
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
Und doch, an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt; — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

Ich laure auf ein edles Wild. Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

v. Schiller.

Anmerkungen.

1) Tell, ein schweizerischer Landmann, der auf Befehl des Landvogts Geßler seinem eigenen Sohn einen Apfel vom Haupt wegschießen mußte, nachher aber dem Geßler auflauerte, und ihn selbst tödtete.

2) Ammonshorn ist das Gehäuse einer Schnecke, die mit dem Ammons- oder Widderhorne Ähnlichkeit hat.

12.

Rede des Antonius.

Aus dem Julius Cäsar, Act. 3. Scen. 3.

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen.
Was Menschen Übels thun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So sey es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war;
Und war er das, so wär's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der Andern,
(Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwerth)
Komm' ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu,
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Lösegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrschsucht wohl am Cäsar gleich?
Wenn Arme zu ihm schrie'n, so weinte Cäsar:
Die Herrschsucht sollt' aus härterm Stoff bestehn,
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Ihr alle saht, wie am Lupercus-Fest

Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrschsucht?
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und ist gewiß ein ehrenwerther Mann,
Ich will, was Brutus sprach nicht widerlegen,
Ich spreche hier von dem nur was ich weiß.
Ihr liebtet all' ihn einst nicht ohne Grund;
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohst zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß schweigen, bis es mir zurück kommt.

Shakespeare nach Schlegel.

13.

Wallenstein.

Erzählung seines Traums vor der Lützner Schlacht.

Aus dem Piccolomini, Act. 5. Scen. 3.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus sah in die Ebene.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber.
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die ferne Zukunft.

Da sagt' ich also zu mir selbst: „So vielen
Gebietest du, sie folgen deinen Sternen,
Sie setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese alle
Das Schicksal wieder auseinander streut,
Nur wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich kennen, der der Treuste mir
Von allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's seyn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen!
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist; groß war der Drang, mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg gleichgültig setzte Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag. —
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm.
Es war Octavio's — und schnell erwach' ich.
Tag war es, und Octavio stand vor mir:
„Mein Bruder, sprach er, reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Thier, das ich dir ausgesucht.
Thu's mir zu Lieb, es warnte mich ein Traum,"
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt an diesem Tag den Schecken,
Und Roß und Reiter hab' ich niemals mehr gesehn.

v. Schiller.

14.

Heinrich der Vogler.

Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!
Wohlauf zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland!

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
Dort tragen sie ihn her:
Heil, Heinrich! Heil dir Held und Mann,
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei!
Schon ist um ihn der Edlen Helm
Mit Feindesblut bespritzt!

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorüber geh!

Willkommen Tod für's Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
Und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher!
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei;
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräutgam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn,
Und drückt ihr sanft die Hand,

Und spricht zu ihr: da kommen sie,
Die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
Auch für uns Beide mit!

Uns preist, der Freudenthränen voll,
Die Mutter und ihr Kind!
Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
Und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod.

Klopstock.

15.

Über den Entsatz von Braunschweig.

1761.

Gebt mir frische Lorbeern um die Leier,
Denn ich glühe vor der Helden Feuer
Braunschweigs jüngster Sieger sey mein Lied!
Friedrich, seines Bruders tapfrer Rächer,
Kam geflogen, schlug die Mauerbrecher;
Zorn des Löwen hat in ihm geglüht!

Also glühte Cyrus, da er fragte,
Was die fremde Räuberrotte wagte,
Die der Meder Heerden rauben kam.
Wüthend griff er mit der zarten Rechte
Seinen Säbel, hieb dem Kriegesknechte
Klauen ab, womit er Rinder nahm.

Friedrich, der zum ersten Mal gerüstet
Geht in Waffen, sah im Geist verwüstet
Seines väterlichen Hauses Stadt;
Gleich den Drachen, welche Feuer speien,
Lagen Feindes Donner, sie bedräuen
Rings um feste Warten, die sie hat.

Das Geschrei der Kinder und der Mütter
Drang zum Gotte, der das Ungewitter
In der hohen Luft sich theilen heißt.
Mächtig sah er aus dem Wolkenbogen,
Und mit stärkerm Muthe angezogen
Ward des jungen Helden kühner Geist!

Wie ein Adler die versuchten Schwingen
Mit dem größern Feinde stark zu ringen,
Schnell und klüglich zu gebrauchen sucht:
Also muthig forderte die Kräfte
Friedrich zu dem tapfersten Geschäffte;
Plötzlich bracht' er in die Feinde Flucht.

Bei dem Grabe Heinrichs laut erschollen
Sind die Jubel von den freudenvollen
Bürgern, auf dem frei gewordnen Wall.
Tausend Stimmen riefen: Friedrich lebe!
Und ein zweites: Friedrich, Friedrich lebe!
Sprach des Harzgebirges Wiederhall.

Auf dem Brocken hörten es die Rehe;
Hirsche warfen plötzlich in die Höhe

Ihrer Häupter zackiges Geweih;
Aus den Höhlen wälzten sich die Thiere
Und im Thale ließen zween Stiere
Ihren Kampf, und horchten dem Geschrei.

Also wird der ganze Wald erfüllet,
Wenn der Löwe Siegeslieder brüllet,
Der den Tiger tapfer überwand.
Dieses Thier voll Blutdurst in der Seele,
Trat verwegen vor des Löwen Höhle;
Der zerriß ihn, den er schlafend fand.

Karsch.

16.

Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengebüsch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüber wallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderinn,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterinn.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet sich auf ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Hölty.

17.

Der Harz.

Herzlich sey mir gegrüßt, werthes Cheruskaland! [1])
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache [2]) Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir,
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schimmernde Forst deinen erhabenen
Nacken schattet! Er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keiler, [3])
Der entgegen der Wunde rennt.

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet,
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir gibt reinere Luft, und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzen zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter lebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vernahms! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! Furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

Fr. Leop. v. Stolberg.

Anmerkungen.

1) Land der Cherusker, eines altdeutschen Volkes, das vorzüglich die Harzgegenden bewohnte.

2) Blach, d. i flach.

3) Keiler, d. i. Eber.

18.

Das Vaterunser.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin das gläubige Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen!
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich.

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn,
Steigt nieder zu der armen Erde.
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,

Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandeln soll. —
Doch in deiner Nähe
Führst du alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Ähren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Heerde im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube!
Und alles genieße mit Dank und Freude!
Unser tägliches Brod gib uns heute!

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich unser! —
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater! deine Huld
In dem armen Leben;
Und vergib uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben.

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Über der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod.
Wir hoffen, wir hoffen auf's Morgenroth!
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Übel!

Denn du bist Herr!
Und du bist Gott!
Unser Vater!
Und dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.

Mahlmann.

Staatliche Bibliothek Passau

K: B: STUDIEN BIBLIOTHEK ZU PASSAU

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor,

Neue deutsche Sprachlehre besonders zum Gebrauch in Schulen und zur Selbstbelehrung eingerichtet

Bd.: 3

Leipzig 1815

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Pcb (b) 29-2/3(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11346557-7